

Soziale Arbeit

November 2005

54. Jahrgang

Professor Dr. Joachim Wieler ist Dipl.-Sozialarbeiter und Master of Social Work (MSW) und Professor emer. für Methoden und Institutionen Sozialer Arbeit, Berufsgeschichte und Internationalisierung Sozialer Arbeit der Fachhochschule Erfurt, Altonaer Str. 25, 99085 Erfurt, E-Mail: j.wieler@t-online.de

Rainer Meerkamp ist Dipl.-Pädagoge. Er betreibt eine „Praxis für Aufmerksamkeit im Alltag, Lebensberatung, Problemlösung“, Nöthener Str. 17, 53902 Bad Münstereifel
E-Mail: RainerMeerkamp@web.de

Meike Weihermann ist examinierte Kinderkrankenschwester und Studentin der Sozialen Arbeit an der Fachhochschule Erfurt. Privatanschrift: Reißhausstr. 7, 99085 Erfurt
E-Mail: Meike.Weihermann@gmx.de

Michael Wessels ist Dipl.-Gesundheitsökonom und Referent beim Verband der Angestellten-Krankenkassen in Siegburg, Privatanschrift: Reißhausstr. 7, 99085 Erfurt
E-Mail: michael.wessels@vdak-aev.de

Professor Dr. Jenö Bango ist emer. Professor für Soziologie an der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen, Abteilung Aachen. Privatanschrift: Zur Nohn 88, B-4701 Eupen
E-Mail: jeno.bango@gmx.net

50-jähriges Jubiläum und 18. Weltkongress der IFSW 2006 402
Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus ...
Joachim Wieler, Erfurt

DZI-Kolumne 403
„Hilfst du mir, dann helf ich dir“ 410
Den Alltag der Jugendhilfe als wechselseitiges Aufeinanderangewiesensein gestalten
Rainer Meerkamp, Bad Münstereifel

Lawrence Kohlberg und Soziale Arbeit 419
Meike Weihermann; Michael Wessels, Erfurt

Sozialarbeitswissenschaft – transmodern und transdisziplinär? 425
Jenö Bango, Eupen

Rundschau Allgemeines 431
Soziales 431
Gesundheit 432
Jugend und Familie 432
Ausbildung und Beruf 433

Tagungskalender 434

Bibliographie Zeitschriften 435

Verlagsbesprechungen 438

Impressum 440



Eigenverlag
Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen

50-jähriges Jubiläum und 18. Weltkongress der IFSW 2006

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus ...

Joachim Wieler

Zusammenfassung

Der Autor befasst sich mit der historischen Entwicklung internationaler Sozialer Arbeit. Vorgestellt werden drei zentrale und komplementäre, aber auch eigenständige Weltorganisationen der Sozialen Arbeit, verbunden mit der Vorbereitung und Aussicht auf den 18. Weltkongress der International Federation of Social Workers (IFSW), die vom 30. Juli bis 3. August 2006 in München ihr 50. Jubiläum feiert.

Abstract

The author gives a brief historical overview of the development of international social work. Three central and complimentary – yet independent – international social work organizations will be introduced, combined with a preparation and prospect of the 18th worldwide congress of the International Federation of Social Workers and the Fiftieth Anniversary of IFSW 2006 in Munich (July 30 - August 3, 2006).

Schlüsselwörter

Sozialarbeiter - Tagung - international - historische Entwicklung - Berufsverband - Interessenvertretung

Einleitung

Aber was heißt hier Schatten? Eigentlich geht es um wegweisende Lichtstrahlen, mit denen ich die kommenden Ereignisse beleuchten möchte, auf die der Deutsche Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. (DBSH) und eine internationale Planungsgruppe bereits seit einiger Zeit hinarbeiten. Es ist ein doppeltes Ereignis: Der 18. Weltkongress und gleichzeitig der 50. Geburtstag der International Federation of Social Workers (IFSW). Warum aber sollen diese beiden Ereignisse so bedeutungsvoll sein?

1956 ist im Rahmen einer großen internationalen Konferenz des Internationalen Rates für Soziale Wohlfahrt (International Council on Social Welfare – ICSW) die „Internationale Vereinigung der SozialarbeiterInnen (IFSW)“ aus der Taufe gehoben worden. Das ist bedeutsam, ist es doch das erste Mal, dass einer der bisher 17 Weltkongresse dieser weltweiten Berufsvereinigung der Berufsvertretenden aus der ganzen Welt in Deutschland stattfindet! Es macht nachdenklich, aber auch froh, wenn man bedenkt, dass es trotz bisheriger aktiver deutscher Beteiligung an der Lösung internationaler sozialer Probleme so lange ge-

dauert hat, bis ein Weltkongress des internationalen Berufsverbandes an dem Gründungsort ausgetragen wird. Kein Wunder, dass der DBSH, der den Kongress in Kooperation mit der IFSW ausrichtet, großes Interesse daran hat, hier einen besonderen Akzent zu setzen und die gesamte Fachöffentlichkeit mit einbeziehen möchte. Die zentralen Ansprachen, Hauptreferate und internationale Podiumsbeiträge werden in Deutsch vorgetragen oder simultan übersetzt, und es werden Seminare und Workshops in deutscher Sprache angeboten.

Ich möchte die Leserinnen und Leser informieren, einstimmen und vor allem so neugierig auf die beiden Ereignisse in München machen, dass sie sich den Termin tatsächlich vormerken: 30. Juli bis 3. August 2006. Sollte sich das Interesse spezieller auf die International Federation of Social Workers richten, so sind grundlegende Informationen auf der Website www.ifsw.org zu finden. Speziell zum 18. Kongress der IFSW mit dem Thema „Soziale Balance in einer Welt der Ungleichheit“ gibt es – mehrsprachig – laufende Informationen, einen Aufruf zur Beteiligung mit einem eigenen Beitrag (Call for Papers) und Anmeldeunterlagen unter www.socialwork2006.de. Außerdem ist in einer Serie im Forum Sozial, der Fachzeitschrift des DBSH, die geschichtliche Entwicklung der IFSW beschrieben worden (*Molderings* 2003-2005).

In diesem Beitrag sollen einige wesentliche Entwicklungslinien internationaler Sozialer Arbeit nachgezeichnet werden, also nicht nur die Entstehungsgeschichte der IFSW, denn sie steht in einem interessanten und kreativen Spannungsverhältnis zu den Anstellungsträgern Sozialer Arbeit und den Ausbildungsstätten für Soziale Arbeit. Dazu gehören auch die berufspolitischen Spannungen im Verhältnis zu anderen sozialen Berufen und die Kontroversen mit den so genannten Bezugswissenschaften der Sozialen Arbeit, weil Sozialarbeit als eigenständiger Beruf bei aller gebotenen Interdisziplinarität weiterhin um eine angemessene Eigenständigkeit bemüht sein muss. Als ein wichtiger Maßstab für eine gelungene Berufsentwicklung gilt der Organisationsgrad einer Berufsgruppe, der durch den Anteil ihrer qualifizierten Berufsvertretenden in einem berufsständischen Verband bestimmt wird. Gemessen an anderen Professionen und im internationalen Vergleich besteht in Deutschland mit maximal zehn Prozent ein erheblicher Nachholbedarf.

Immer wieder wird die Frage gestellt, wann berufliche Sozialarbeit eigentlich angefangen und wie sich – parallel dazu – die Wissenschaft einer Sozialen

Arbeit entwickelt hat. Deshalb zunächst einige sehr kurze Bemerkungen zu diesem Prozess, der an anderer Stelle, zum Beispiel von *Ernst Engelke* (2003) sehr ausführlich dargestellt wird. Nur in einem Punkt kann ich *Engelkes* Systematisierung hier nicht folgen: Während er die Bereiche Soziale Arbeit als Wissenschaft, Soziale Arbeit als Praxis und Soziale Arbeit als Ausbildung auf den Gegenstand Bewältigung sozialer Probleme bezieht, orientiere ich mich – eher chronologisch – an der Entwicklung von Praxis, Ausbildung und Berufsgruppe selbst, die sich allesamt um Wissenschaftlichkeit bemühen. Trotz mancher verbleibender Kritik ist Soziale Arbeit als Wissenschaft durch die bildungspolitischen Gremien seit 2001 als Wissenschaft anerkannt (*ebd.*, S. 29).

Seit wann gibt es berufliche Sozialarbeit und Sozialpädagogik?

Die Meinungen gehen weit auseinander, denn Bemühungen um gute soziale Beziehungen zwischen den Menschen hat es schon immer in irgendeiner Weise gegeben. So zählen sich manche Vertreter und Vertreterinnen anderer helfender Berufe, wie Krankenpflegepersonal, Kindergärtnerinnen und andere zumindest teilweise zur sozialen Berufsarbeit. Und oftmals verstanden und verstehen sich Lehrende und sehr häufig Leitende sozialer Einrichtungen, die aus verwandten Disziplinen wie Pädagogik, Psychologie, Soziologie kommen, freundlicherweise als Wahlverwandte professioneller Sozialer Arbeit. Ich habe sie nach 40-jähriger Berufstätigkeit als Praktiker und als lehrender Sozialarbeiter kennen und auch sehr schätzen gelernt als willkommene „Wahlverwandte“, denen die Soziale Arbeit wesentliche Impulse verdankt. In der Ausbildung für Soziale Arbeit, sei es an den Fachschulen, Berufsakademien, Fachhochschulen oder an den traditionellen Universitäten, bestehen die Kollegien in der Regel aus bis zu zwei Dritteln oder gar zu drei Vierteln aus Angehörigen der verschiedenen Bezugsdisziplinen Sozialer Arbeit. Sie sind zumeist engagierte Mitstreitende und wichtige Vorbilder für den Nachwuchs, aber sie haben selbst nicht die einschlägige Ausbildung absolviert, für die sie ausbilden. Manchmal haben sie auch nicht in den Praxisfeldern der Berufsgruppe praktiziert – selbst wenn sie als Fachhochschul-Professoren gegenüber den traditionellen Hochschul-Professoren mehrjährige Praxis außerhalb der Hochschulen nachweisen müssen. Dieses Ungleichgewicht in den Kollegien für Soziale Arbeit, die in so wichtigen Schlüsselpositionen für Studierende während der Berufsfindungsphase identitätsstiftend sein könnten, gab es in der Gründungsphase des Berufes überall, aber hier zu Lande und in einigen anderen europäischen Staaten hat sich der Zustand bis heute zäh gehalten.

Wenn die Verantwortlichen in der untergegangenen DDR besonders stolz auf eine neue technische Errungenschaft waren, priesen sie diese mit dem Schlagwort „Weltniveau“. Da sich diese Parole immer öfter als Etikettenschwindel erwies, benutzte der Volksmund „Weltniveau“ irgendwann nur noch als ironisierende Wendung. Nachdem sich der Abschied der DDR aus der Weltgeschichte gerade zum 15. Mal gejährt hat, wird es Zeit das „Weltniveau“ hierzulande zu rehabilitieren – und im kommenden Jahr bietet sich dafür ein guter Anlass: Vom 30. Juli bis zum 3. August 2006 trifft sich in München die Weltelite der Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit beim 18. Weltkongress der International Federation of Social Workers (IFSW).

Studierenden, Lehrenden wie auch Praktikern der Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Wohlfahrtspflege sei wärmstens empfohlen, Urlaubs- und Praktikumsplanungen rechtzeitig an dieses Datum anzupassen. Denn wann bietet sich schon die Möglichkeit, mit so geringem Reiseaufwand am reichen Erfahrungsschatz deutscher wie internationaler Fachleute zu partizipieren, Kontakte zu schließen, Diskussionen mitzugestalten. Der Beitrag von *Joachim Wieler* (ab Seite 402) macht Appetit auf dieses Ereignis und ist zugleich ein lesenswerter Parforceritt über die wesentlichen Etappen der Geschichte Sozialer Arbeit.

Ein großes Kompliment dem Deutschen Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. für den Mut, zusammen mit der IFSW (und im Jahr von deren 50jährigem Bestehen!) die Welt der Sozialen Arbeit erstmals nach Deutschland einzuladen. Eine gute Entscheidung auch deshalb, weil von hier seit jeher wichtige Impulse für die weltweite Entwicklung Sozialer Arbeit kamen. So im Jahr 1893, als *Alice Salomon* den Grundstein für die heutigen sozialen Fachhochschulen legte. Übrigens: Ihre Mitstreiterin *Jeanette Schwerin* gründete im selben Jahr die Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, aus dem sich dann das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen entwickelte.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

Die so entstandene Vielfalt an Fachdisziplinen birgt natürlich unendliche Chancen, zum Beispiel die der notwendigen Interdisziplinarität beziehungsweise der Interdependenz mit den genannten Disziplinen. Sie war für mich ein Berufsleben lang inspirierend und herausfordernd. Aber diese Vielfalt ohne ein entsprechendes Zentrum ist auch eine der Ursachen dafür, weshalb es sehr schwer ist, die Domäne der Sozialen Arbeit abzustecken und Konsens für die Definition eigenständiger professioneller Sozialer Arbeit zu entwickeln, die schließlich die Entwicklung einer Berufsidetitt erst ermöglicht. Denn wenn die Lehrenden, die Vorbilder sein sollen und mit denen man sich bestenfalls auch während der Ausbildung identifiziert, im überwiegenden Falle nicht wirklich den Beruf vertreten, wie soll dann bei den Studierenden eine solide Berufsidetitt entstehen? Die meisten der Lehrenden für Soziale Arbeit sind auch kaum im einschlägigen Berufsverband zu finden, weil sie durch die eigene Grenzüberschreitung zur Sozialen Arbeit hin ihre ursprüngliche Identität mit ihrer jeweiligen Disziplin verständlicherweise nicht ganz aufgeben wollen. Dafür wird oftmals berufsverbandliche Arbeit als zu standesorientiert verteufelt, so, als ob sich Soziale Arbeit mit den gängigen tradierten Berufsvereinigungen – zum Beispiel die der Psychologen – auch nur annähernd vergleichen ließe.

Dieses – vor allem berufspolitische – Dilemma wurde schon vor achtzig Jahren von *Alice Salomon* bei einer Lehrplankonferenz erkannt und benannt, als sie sehr klar für Interdisziplinarität, aber auch sehr deutlich für eine „Mitte“, das heißt einen eigenständigen Beruf plädierte: „Man wird deshalb alle diese Hauptfächer gleichmäßig behandeln müssen und keines zum Nebenfach herunterdrücken können. Alle müssen sich in bezug auf Wissensvermittlung und Stoff beschränken. Und alle Fächer müssen unter die zentrale Idee der Ausbildung zur sozialen Arbeit gestellt werden. Ohne diese zentrale Bildungsidee würden die sozialen Schulen zwischen den widerstreitenden Ansprüchen der verschiedenen Fächer wie zwischen Hammer und Amboß zerdrückt und der soziale Beruf aufgelöst und seines Inhalts entkleidet werden“ (*Salomon* 1928, S. 418).

Daran hat sich bis heute in Deutschland nicht viel geändert, so sprach *Salomon* selbst noch von *Hauptfächern*, die wir heute Bezugswissenschaften nennen. Manche Hochschulvertreterinnen und -vertreter allerdings, vor allem die der Erziehungswissenschaft der Universitäten, sehen weiterhin in der Pädagogik beziehungsweise der Erziehungswissenschaft *das* Hauptfach oder auch *die* Leitdisziplin für Soziale Arbeit. Mit der noch immer sehr gängigen beruflichen

Doppelbezeichnung, der so genannten „Schrgstrichlsung“ *Diplom-SozialarbeiterIn/Diplom-SozialpädagogIn* auf den meisten Studienzeugnissen wird dieser Verwsserungsprozess deutlich, aber es zeichnet sich mit dem Begriff Soziale Arbeit auch eine Annäherung ab (*Müller* 2001, S. 222). Interessanter- und nachahmenswerterweise hat es diesen Zwiespalt nicht in allen Ländern der Welt gegeben, und dort, wo es ihn nicht gibt (in den meisten englischsprachigen Ländern, aber mittlerweile auch in großen Bereichen Asiens), hat die Sozialarbeit (Social Work) als eigenständige Profession im Gegensatz zu Deutschland zweifellos an Ansehen gewonnen. In diesen Ländern sind die Lehrenden allerdings ausschließlich oder in der überwiegenden Zahl Sozialarbeiter, Sozialarbeiterinnen.

In den USA etwa schreibt die akkreditierende Instanz für sozialarbeiterische Studiengänge, der „Council on Social Work Education (CSWE)“, vor, dass alle Lehrenden mindestens über den Abschluss „Master on Social Work (MSW)“ verfügen müssen. Darüber hinaus wird dann aber die Promotion entweder in Sozialer Arbeit (Doctor of Sozial Work – DSW) oder in einer der verwandten Disziplinen erwartet, beispielsweise in Psychologie, wenn jemand schwerpunktmäßig klinische Sozialarbeit (Casework) lehrt oder in Politologie für den Bereich Gemeinwesenarbeit (Community Organization). Es wird argumentiert, dass mindestens zwei Drittel der Lehrenden Berufsvertretende sein müssten, um bei den Studierenden die Entwicklung einer Berufsidetitt zu ermöglichen (*Reichert; Wieler* 2001, S. 1611 ff.). Außerdem gibt es in nur wenigen Ländern der Welt das zweigleisige Studium an Fachhochschulen und Universitäten. Dort, wo es schon lange eigene Fachbereiche für Soziale Arbeit (Social Work) mit Promotionsrecht gibt, hat sich die Professionalisierung zügiger entwickelt und die Fachdisziplin Soziale Arbeit hat gegenüber den anderen Fachdisziplinen an Anerkennung gewonnen. In diesem Zusammenhang sollten wir die Bachelor- und Masterdiskussion bei aller kritischen Hinterfragung als eine weltweite Annäherung verstehen und sie außerdem intensiver um die Promotionsdimension erweitern.

Es gibt also Grund genug, gelegentlich über die Grenzen zu schauen, weil, wie *Salomon* ebenfalls einmal sehr treffend sagte, man der eigenen Sache am besten dient „indem man sich nicht abschließt, sondern indem man sich aufschließt für die Errungenschaften anderer Kulturen, durch die man der eigenen neue Werte hinzufügen kann“ (*Salomon* 1928a, S. 399). Diese Empfehlung könnte man auch als weitere Einladung zur gegenwärtigen Diskus-

sion um die Studienreform verstehen, zumal die im Bologna-Prozess beschlossenen drei Ebenen (Bachelor, Master, Doctor) mitteleuropäischen Ursprungs sind und keine ausländischen Erfindungen.

Diese heftigen wissenschafts-, hochschul- und berufs-politischen Kontroversen und Definitionsfragen, die *Ernst Engelke* im Rahmen gesellschaftlicher Machtbalancen und -beziehungen als „brisantes Konfliktpotenzial für die Soziale Arbeit“ bezeichnet und dies weiter ausführt (*Engelke* 2003, S. 63, S. 128 ff.), will ich hier nicht weiter vertiefen, aber um zwei Entwicklungsphasen erweitern, die genauer untersucht werden müssten: Als 1971 die Fachhochschulen gegründet wurden, um unter anderem das wissenschaftliche Niveau der Sozialen Arbeit zu heben, wurden sehr viele Fachvertretende als Hochschullehrerinnen und -lehrer berufen, da es angeblich nicht hinreichend qualifizierte Sozialarbeiter oder Sozialarbeiterinnen gab. Das Gleiche wiederholte sich nach der Wende in den neuen Bundesländern bei der Gründung der dortigen Fachhochschulen. Trotz mancher wohl durchaus gut gemeinter Schwüre der Berufungskommissionen und entsprechend konkreter Stellenausschreibungen sollte Bewerbenden mit einer Ausbildung im grundständigen Studium zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik der Vorrang gegeben werden. Die Lage der Bewerberinnen und Bewerber hätte dies in vielen Fällen auch zugelassen. Doch die Entscheidungen sind meistens mehrheitlich zu Gunsten einer der verwandten Fachdisziplinen ausgefallen, weil nicht der Beruf als solcher, sondern scheinbar partikularistische Interessen im Vordergrund standen, einschließlich des verständlichen Wunsches nach Anhebung der wissenschaftlichen Höhenlage des Berufs.

In zwei Punkten allerdings scheint es Einigkeit zu geben: Dass die Entwicklung der sozialen Berufsarbeit sich in verschiedenen Ländern unterschiedlich vollzogen hat, und dass die Ausbildung zu einem Beruf und dessen professionelle Entwicklung ihren Ausgangspunkt in den Praxisvollzügen hat. Oder wie *Max Scheler* einmal sagte, und das ist durchaus nicht polemisch gemeint: „Auf jedem Erkenntnisgebiet geht der Dilettant dem Forscher voraus und bereitet ihm den Weg“ (zitiert nach *Salomon* 1932, S. 261). Und wenn man lange genug auf dem Weg gewesen ist, kommt man vielleicht auch wieder zu seinem Ausgangsort zurück, nämlich wiederum zur Praxis.

Soziale Arbeit hat ihren Ursprung im realen Leben

Aus der konkreten sozialen Praxis hat sich die Notwendigkeit für internationale Begegnungen, Konfe-

renzen, Kongresse ergeben. Trotzdem „ist die Geschichte, ja häufig sogar die Existenz der internationalen Wohlfahrtskonferenzen bis 1928 weitgehend unbekannt geblieben“ (*Blankenburg; Wendling* 1988, S. 23). Sie wird allerdings aus dieser noch immer relativ wenig beachteten Quelle eindrucksvoll in Erinnerung gebracht. Hier sollen einige Rückblicke genügen. Der bedeutende Pariser „Armenadministrator“ *Joseph Marie de Gerando*, „der schon 1820 als Verfasser einer methodischen Handweisung für Armenbesuche hervorgetreten war“, hat „in seinem vierbändigen, historisch-kritischen wie systematischen Hauptwerk ‚De la bienfaisance publique‘ (Paris 1839) eine breite, sozusagen gesamteuropäische Grundlage gelegt“ (*ebd.*, S. 25).

Es folgten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts internationale Konferenzen von Vertretenden sozialer Einrichtungen, die sich in irgendeiner Weise mit den Folgen natürlicher Katastrophen (Feuer, Wasser, Erdbeben, Lawinen etc.) oder den von Menschen gemachten Katastrophen (Kriege, politische und ökonomische Fehlentscheidungen etc.) befassen mussten, zum Beispiel mit den Folgen der Migration (erzwungen oder freiwillig), im Gesundheits-, Strafrechts- und Armenwesen und anderen mehr. Diese Konferenzen wurden zum Teil sehr regelmäßig durchgeführt und nur in Kriegszeiten verboten oder auf Grund der widrigen Umstände unterbrochen. Zu einer der größten internationalen Konferenzen nach dem Ersten Weltkrieg, nachdem der Internationale Völkerbund – als Vorgänger der Vereinten Nationen – gegründet worden war, lud *Alice Salomon* deutsche Teilnehmerinnen und Teilnehmer in einer Fachzeitschrift dazu ein: „Nichts hat einen verheerenderen und zerstörenderen Einfluß auf das, was die Wohlfahrtspflege bezweckt, als der Unfriede, der Krieg. Er hebt alles auf, was die soziale Arbeit zu erreichen versucht... Deshalb müssen die sozialen Arbeiter die ersten sein, die friedliche Beziehungen zwischen den Völkern pflegen – internationale Verständigung anbahnen“ (*Salomon* 1928b, S. 496).

Während des Vietnamkrieges brachte es einer meiner amerikanischen Professoren der Sozialarbeit auf den klarsten Nenner: „Der höchste Wert in der sozialen Arbeit ist der des menschlichen Lebens, der menschlichen Existenz. Dies ist letztlich das elementarste, edelste, wertvollste, einzigartigste und wichtigste Phänomen von allen. Es muß geschützt, gepflegt, unterstützt, geliebt und bewacht werden mit unendlicher Hingabe und Güte. Manchmal müssen wir uns fragen, welchem oder welchen Leben wir uns vordringlich zuzuwenden haben. Nach dem obigen Wertesystem ist eine solche Wahl nicht möglich. Ich

kann nicht sagen, dass mein Leben wichtiger ist als das deine, weißes besser als schwarzes, jüngerer besser als alter, christliches besser als buddhistisches, amerikanisches besser als asiatisches. Alles Leben hat gleiche Priorität“ (Katz 1968, S. 195).

Der genannte und einer der größten internationalen Kongresse überhaupt fand 1928 mit circa 5 000 Teilnehmenden in Paris statt, und sie kamen aus sozialen Einrichtungen, die wir heute im internationalen Jargon bezeichnen als: Governmental Organizations, also öffentliche Einrichtungen, Non-Governmental Organizations, also freie oder private Träger und Inter-Governmental Organizations, internationale Organisationen wie die UN, der Europarat, die EU etc. Es war ein Kongress, der überwiegend die in der Praxis existierenden Einrichtungen repräsentierte, die zum Teil schon lange vor dem Beginn der Ausbildung zu sozialer Berufsarbeit existierten. Aus diesem Kongress ging der noch heute existierende International Council on Social Welfare (ICSW) (www.icsw.org) hervor. Die deutsche Vertretung, der Internationale Rat für soziale Wohlfahrt, liegt – als eine der Abteilungen – beim Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge (DV) in Berlin. Doch es gab 1928 neben den unterschiedlichen und fachdisziplinär bunt gemischten praktisch Arbeitenden auch Vertretende der Ausbildung zur sozialen Berufsarbeit und zunehmend Qualifizierte, die eine solche einschlägige Ausbildung absolviert hatten.

Die Ausbildungsstätten zur Sozialen Arbeit

So wie die Ursprünge der sozialen Praxis und deren Einrichtungen unterschiedlich betrachtet und definiert werden können, so bestimmen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mitunter sehr kontrovers, welche Eckdaten für den Beginn der formalisierten Ausbildung zur Sozialen Arbeit im eigenen Land, aber mehr noch im internationalen Vergleich, anerkannt werden sollten. Vor etwa zehn Jahren feierten die USA das 100-jährige Bestehen professioneller Sozialarbeit, da 1896 in New York an der Columbia-University ein Sommerkurs zu einem Studiengang Social Work angeboten wurde, der dort im weiteren Verlauf und über Jahre hinweg zu einem ständigen Studienangebot mit einem berufsqualifizierenden Abschluss führte. In den USA ist man sich – durchaus eintrüffend – darüber einig, dass dies der Anfang professioneller Sozialarbeit ist, wie in den gängigen Nachschlagewerken (Social Dictionary, Encyclopedia of Social Work) nachzulesen ist.

In Deutschland wird der Auftakt zu gezielter beruflicher Ausbildung in der Sozialen Arbeit viel kontroverser diskutiert. Gemessen an den meines Erach-

tens lockeren Maßstäben der amerikanischen Kolleginnen und Kollegen müsste man in Deutschland mit der Einladung zu den „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit“ 1893 beginnen, denn die freiwillige Arbeit der Frauen, zu denen auch *Alice Salomon* gehörte, wurde mit gezielten Vorträgen, einer Art Fortbildung, begleitet. Es ging um einen wechselseitigen Vorgang: Die praktische Arbeit wurde in den Begleitveranstaltungen reflektiert oder/und die Vorträge waren zu verstehen als Vorbereitung auf die Praxis.

1899 begann in Berlin der erste einjährige, von *Salomon* geleitete Vollzeitkurs, aber merkwürdigerweise beginnt die Ausbildung für manche forschenden Kolleginnen und Kollegen erst 1908, als der einjährige Kurs zu einem zweijährigen Kurs erweitert wurde. Dieses Jahr wird häufig wahrscheinlich deshalb genannt, weil 1908 zwei wichtige Barrieren für die Bildung von Frauen durch die Aufhebung des preußischen Vereinsgesetzes, nach dem Frauen politischen Vereinen nicht angehören durften, und die preußische Mädchenschulreform als Voraussetzung für die Zulassung von Frauen zum Studium fielen (*Kuhlmann* 2000, S. 104). Öffentlich anerkannte Studien- und Prüfungsordnungen gab es nach den Gründungen zahlreicher Sozialer Frauenschulen noch nicht. Deshalb kann von der Etablierung eines Berufs eigentlich erst gesprochen werden, als es – nach einem ersten Anlauf der deutschen Konferenz Sozialer Frauenschulen mit *Salomon* als Initiatorin und erster Vorsitzenden seit 1917 – zu Beginn der Weimarer Republik eine erste reichsweite Prüfungsordnung für die Ausbildung zur Sozialen Arbeit gab. Mit der gleichzeitig eingeführten staatlichen Anerkennung könnte man von der Etablierung eines Berufs für Soziale Arbeit sprechen, der zu diesem Zeitpunkt noch ein reiner Frauenberuf war, denn erst mit dem so genannten „Männererlass“ von 1927 wurden Männer offiziell zum Beruf zugelassen. Leider ist es aber heute bei uns – wiederum im Vergleich zu vielen anderen Ländern – immer noch so, dass unter Studierenden und in der Praxis 70 bis 80 Prozent Frauen sind und in der Lehre für Soziale Arbeit das umgekehrte Verhältnis besteht.

Abgesehen von einigen universitären Studiengängen für den „Fürsorgebereich“, aus denen renommierte Kolleginnen wie *Hertha Kraus* hervorgingen (*Schirmmayer* 2002), handelte es sich zunächst eher um den Typus einer Fachschulausbildung, die sich sukzessive zum Hochschulstudium entwickelte. Die „Deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit“, 1925 von *Alice Salomon* und anderen gegründet und nach 1934 zur Auflösung gezwun-

gen, stellte für ein paar Jahre eine Art Prototyp für die 1971 eingeführten Fachhochschulen dar. Hier wird der Einbruch durch das NS-Regime und den folgenden Zweiten Weltkrieg besonders deutlich.

Während der Konferenz 1928 in Paris, der „Quinzaine Sociale“, leitete *Alice Salomon* eine Sektion für Ausbildungsfragen. Aus den Tagungsprotokollen geht hervor, dass die Schaffung einer internationalen Schule für Soziale Arbeit – möglicherweise in der Schweiz – diskutiert wurde. Dazu kam es nicht, aber auf Initiative von *Martinus Moltzer* aus den Niederlanden wurde eine internationale Vereinigung der Ausbildungsstätten vorgeschlagen. Dieses International Committee of Schools of Social Work, die jetzige International Association of Schools of Social Work (IASSW) (www.iassw.sot.on.ac.uk), wurde 1929 in der Berliner Frauenschule gegründet. *Alice Salomon* war die erste Präsidentin dieser weltweiten Organisation für die Belange der Ausbildung.

Die Berufsvertretungen

Nach mittlerweile 30 Jahren Ausbildung zur Sozialen Arbeit und der Etablierung eines eigenständigen Berufsbildes einschließlich der staatlichen Anerkennung seit 1920 und der Einbeziehung der männlichen Berufsvertreter 1927 hatten sich im In- und Ausland Berufsvertretungen entwickelt, die ihre eigenen Interessen artikulierten. Diese Organisationen entwickelten sich auf Grund verschiedener Ursprungslinien (*Reinicke* 1985). Es gab dort, wo Ausbildungen zur Sozialen Arbeit aus dem Boden geschossen waren, vor allem und zunächst in den westlichen Industrieländern, sehr unterschiedliche Berufsvertretungen:

- ▲ religiös orientierte, wie evangelische und katholische Gruppierungen;
- ▲ nicht-konfessionelle, wie den Verband der Sozialbeamtinnen;
- ▲ am Praxisfeld orientierte, zum Beispiel Verbände für Gesundheitsfürsorge und Strafrechtspflege;
- ▲ an den Methoden orientierte, wie für Soziale Gruppenarbeit und sogar
- ▲ ethnisch orientierte, wie Black Social Workers in den USA.

Sie alle hatten eines gemeinsam: Ausdrücklich die Interessen ihrer Klientel, das heißt ihrer anvertrauten Schutzbefohlenen, teilweise zu vertreten – nach Möglichkeit mit ihnen zusammen. Aber auch die Wahrnehmung und Durchsetzung ihrer eigenen berufsspezifischen Anliegen in fachlicher und arbeitsrechtlicher Hinsicht, denn nur durch die Wahrung einer eigenen angemessenen Existenz können Hilfe- und Unterstützungsangebote längerfristig wirksam sein. *Hedwig Wachenheim* drückte es 1916 in einem

Aufruf so aus: „Die Arbeit der sozialen Hilfsarbeiterin kommt hauptsächlich schutz- und hilfsbedürftigen Volkskreisen zugut. Ihre Arbeit hat also Anspruch auf das Interesse des ganzen Volkes ... Aus den Kreisen der sozialen Berufsarbeiterinnen heraus muß aber der Ruf kommen: Wir wollen im Interesse unserer Arbeitsleistungen und in unserem Interesse uns erkämpfen, was wir noch nicht haben, wir wollen nicht länger dem freien Arbeitsvertrag ohne Rückhalt ausgeliefert sein! Wir wollen nicht länger mit ansehen, dass unausgebildete Kräfte unsere Arbeit übernehmen! Wir brauchen eine Berufsorganisation, die die Interessen unseres Berufs vertritt“ (zitiert bei *Reinicke* 1985, S. 4).

Sehr früh wurde erkannt, dass ihre berechtigten Ansprüche wirksamer formuliert und eingefordert werden könnten, wenn sich diese Verbände zusammen schlossen, was auf nationaler Ebene sehr unterschiedlich und insbesondere in Deutschland nur langsam geschah. In den USA beispielsweise fand der Zusammenschluss zur National Association of Social Workers (NASW) 1955 statt, in England 1965 zur British Association of Social Workers (BASW). Zehn Jahre später scheiterte der erste Versuch der beiden größten deutschen Verbände Deutscher Berufsverband für Sozialarbeiter und Sozialpädagogen e.V. und Berufsverband der Sozialarbeiter, Sozialpädagogen und Heilpädagogen e.V., bis sie sich 1992 zum DBSH vereinigt hatten – es war buchstäblich eine Jahrhundertentscheidung. Verglichen mit den nationalen Bemühungen um eine breite sozialpolitische Basis wurde die Notwendigkeit für internationale und interkulturelle Zusammenarbeit schon sehr früh erkannt und auch ansatzweise umgesetzt.

Bei der Quinzaine Sociale 1928 in Paris waren außer Leitenden sozialer Einrichtungen, Vorsitzenden von Organisationen und Dozentinnen und Dozenten von Ausbildungsstätten natürlich ausgebildete und erfahrene Praktikerinnen und Praktiker anwesend, die es für sinnvoll hielten, eine Art internationales „Clearinghouse“ für die Anliegen der Berufsverbände zu schaffen. So entstand zunächst das „International Permanent Secretariat of Social Workers“, das nicht gleich über eine feste Organisationsstruktur und ein eigenständiges Büro verfügte, sondern eher locker und alternierend von nationalen Berufsverbänden wahrgenommen wurde.

1950, anlässlich einer der ersten internationalen Konferenzen nach dem Zweiten Weltkrieg, fiel der Beschluss in Paris, eine internationale Vereinigung für Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen zu gründen, wenn mindestens sieben nationale Berufsver-

bände sich beteiligen würden. Die Diskussionen wurden während internationaler Konferenzen 1952 in Indien und 1954 in Canada fortgesetzt, und 1956 war es dann soweit. Während des Kongresses des International Council on Social Work (ICSW) schlossen sich in München die folgenden zwölf Länderverbände zur internationalen Vereinigung der Berufsverbände zusammen: Australien, Belgien, Canada, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Griechenland, Italien, die Niederlande, die Schweiz und die USA. Die Internationale Federation of Social Workers (www.ifsw.org) wurde am 9. August 1956 aus der Taufe gehoben. So treffend die IFSW als das jüngste und die IASSW ebenfalls als Kind des ICSW bezeichnet werden können – diese Kinder sind erwachsen geworden, sie haben sich emanzipiert. Bei den Weltkonferenzen zählt die IFSW mittlerweile die meisten Teilnehmenden.

Die Erfolgsgeschichte der IFSW

Aus den ersten zwölf Mitgliedsländern sind mittlerweile circa 80 Länder geworden, deren Berufsvereinigungen in der IFSW vertreten sind. Ihre Anschriften finden sich auf der Webseite der IFSW. Jedes Land ist durch den nationalen Berufsverband oder, falls es mehrere Verbände gibt, über ein koordinierendes Gremium mit einer Stimme vertreten. Neben der korporativen Mitgliedschaft können auch Einzelmitglieder als Freunde und Freundinnen (IFSW-Friends) ihre Zugehörigkeit zur weltweiten Gruppe der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter ausdrücken. Während in der Anfangsphase hauptsächlich die Industrieländer führend waren, verteilen sich die Aktivitäten heute auf die fünf Regionen Afrika, Asien und Pazifik, Europa, Lateinamerika und Karibik sowie Nordamerika. In den Jahren mit geraden Zahlen finden weltweite, in den Jahren mit ungeraden Zahlen regionale Konferenzen statt, möglichst im Wechsel zwischen Nord-Süd und Ost-West.

In den Zeiträumen zwischen den Konferenzen sind die Gremien und Arbeitsgruppen zu den unterschiedlichen Themenbereichen aktiv und erarbeiten Beschlussvorlagen für die regionalen und weltweiten Mitgliederversammlungen. Die Beschlüsse gehen als Empfehlungen an die einzelnen Mitgliedsorganisationen, zu denen die IFSW Verbindungen unterhält. Sie ist in verschiedenen internationalen Gremien permanent vertreten, wie in einzelnen Abteilungen der United Nations, im Europarat, der EU etc. und in anderen Nicht-Regierungsorganisationen, wie Amnesty International, IASSW und ICSW.

Hier einige Hinweise zu Errungenschaften, die zum Teil in jahrelanger Arbeit und Überarbeitung als ver-

bindliche Standards oder zumindest als Orientierungshilfen für unsere Berufsgruppe entwickelt wurden. Es geht um berufsspezifische Definitions- und Positionsfragen, die eine Profession – auch entgegen der Gefahr der Fremdbestimmung oder der Überfremdung – sich selbst gibt, und zwar in Kooperation mit, aber auch in Abgrenzung zu anderen Professionen. Diese Definitionen und Positionen gründen sich auf Werte, die sich in der Sozialen Arbeit über Jahrzehnte herausgebildet haben, aber die sich auch wieder verändern können. Folgende Grundsatzpapiere sind in unterschiedlichen Sprachen jederzeit über www.ifsw.org abrufbar:

▲ 1976 wurde der erste internationale Code of Ethics verabschiedet. Er unterlag einer ständigen Überarbeitung, und die *ethischen Prinzipien für die Soziale Arbeit* (in deutsch erhältlich) werden demnächst ersetzt durch ein ethisches Grundsatzpapier (New Ethical Document). Diese Prinzipien hat sich auch der DBSH zu Eigen gemacht.

▲ Die internationale *Definition Sozialer Arbeit* gibt es seit dem Jahr 2000. Sie ist eine Überarbeitung einer Vorlage aus dem Jahr 1982 und bleibt weiterhin für Novellierungen offen. Gemäß gängiger deutscher Nachschlagewerke gibt es viele und teils sehr verwirrende Definitionen Sozialer Arbeit. Sie sind nicht immer repräsentativ für die Berufsgruppe im engeren Sinne, und eine kritische Annäherung an die internationale Definition dürfte längerfristig wegweisend sein.

▲ Über die Jahre hat die IFSW *Grundsatz- beziehungsweise Positionspapiere* zu momentan 14 brisanten Themen und sozialen Problemfeldern entwickelt. International gemischte Kommissionen, die an den Themen arbeiten, beschreiben Hintergründe, die engen Zusammenhänge mit Sozialer Arbeit und empfehlen Vorgehenweisen in konkreten Konfliktsituationen. Es handelt sich zurzeit um die Themen Gesundheit, HIV-AIDS, Menschenrechte, Migration, ältere Menschen, Datenschutz, Flüchtlinge, Frauen, Jugendliche, Frieden und soziale Gerechtigkeit, Globalisierung und Umweltschutz und andere. Leider sind nicht alle in deutscher Sprache abrufbar.

Es ist klar, dass die in diesen Dokumenten definierten Positionen nicht immer mit nationalen Interessen und Bedingungen deckungsgleich sind. Bezogen auf Menschenrechte und speziell auf die von den meisten Nationen anerkannten und ratifizierten Rechte von Kindern haben sich bis heute noch nicht alle Länder angeschlossen. In einigen Ländern gilt weiterhin die Todesstrafe, und in einigen Staaten der USA ist beispielsweise die Hinrichtung von Minderjährigen noch immer legal. Deshalb war die Ratifizierung der

Charta durch die USA nicht möglich. Oder: Im Positionspapier zu der von ausschließlich ökonomischen Werten forcierten Globalisierung wird – sinngemäß – Humankapital anders als mit ökonomischen Begriffen definiert, das heißt der sozialen Dimension wird mehr Bedeutung beigemessen. Hier zeigen sich in gravierender Weise unterschiedliche kulturelle und nationale Werte, zu denen die Soziale Arbeit auf internationaler Ebene Minimal Kriterien entwickelt hat, mit denen man sozialarbeiterische Werte oder gemeinsam erarbeitete Positionen begründen kann. Man kann sich auf sie im jeweiligen Heimatland berufen – als offizielle Argumentationshilfe, in der Ausbildung des Berufsnachwuchses oder auch nur zur persönlichen Orientierung.

Neben diesen Grundsatzpositionen stehen Schriften zur Verfügung wie

- ▲ Human Rights and Social Work,
- ▲ Social Work and the Rights of the Child (2002),
- ▲ Social Work around the World I (2000), II (2002) and III (2004),
- ▲ die Zeitschrift International Social Work
- ▲ und es gibt laufende Informationen über das Internet, wie die *ifsw-updates* und andere in Arbeit befindliche Papiere, so der Entwurf von „Internationalen Minimalstandards für das Studium zur Sozialen Arbeit“, was für uns in Deutschland gerade jetzt während der Bachelor/Masterentwicklung von besonderer Bedeutung wäre.

Nicht zuletzt: Durch die Arbeit der Menschenrechtskommission der IFSW ist es gelungen, die Befreiung von Kolleginnen und Kollegen, die sich couragiert für ihre Klientel eingesetzt hatten, aus Gefängnissen repressiver Regierungen zu erreichen. Sollte diese grobe Bilanz zu rosig erscheinen, so macht man sich bei der IFSW und in ihren Mitgliedsorganisationen trotzdem nichts vor. Nicht von ungefähr ist das Positionspapier zur Globalisierung und deren Folgen das jüngste in einer Reihe sozialpolitisch brisanter Themen.

Die Herausforderungen verfolgen die Entwicklung der IFSW auf Schritt und Tritt. Auch das Thema des angekündigten Kongresses weist in diese Richtung: „Soziale Balance in einer Welt der Ungerechtigkeit“ betont weiterhin die Bemühungen um die Erweiterung der oben genannten Standards an den Schnittstellen zwischen menschlichen Systemen und ihrem größeren Umfeld – seien es Individuen und Familien, überschaubare Gruppen von Betroffenen in besonderen Lebenslagen, Ethnien oder benachteiligte Bevölkerungskreise innerhalb der gesamtpolitischen Strukturen – national und weltweit.

Die Spannungen bleiben, aber sie können kreativ genutzt werden

Allein das Dreigestirn von Anstellungsträgern (ICSW), den Ausbildungsstätten (IASSW) und den Berufsverbänden in der Sozialen Arbeit (IFSW) birgt Spannungspotenzial, das allen Dreieckskombinationen zu Eigen zu sein scheint. Die Organisationen sind als kausale Entwicklungskette – sozusagen jede für sich – entstanden, sie haben das gleiche Ziel sozialer Gerechtigkeit, sie haben in der Anfangsphase ausschließlich gemeinsame Kongresse abgehalten, aber es gab dann Jahre, in denen die internationalen Veranstaltungen nicht aufeinander abgestimmt waren. Gründe dafür liegen in den latenten Konflikten, die eigentlich auf der Hand liegen. Ich möchte mich auf drei Beispiele beschränken.

Die Spannungen zwischen den sozialen Diensten und den Berufsverbänden sind teils berufspolitischer Art, da die Anstellungsträger sich oft verständlicherweise möglichst gut ausgebildetes Personal wünschen, das sie aber nicht entsprechend bezahlen wollen oder können. Unstimmigkeiten kann es zwischen den Ausbildungsstätten und den Trägern geben, wenn, wie anfangs der 1970er-Jahre, die Qualität der Ausbildung bezweifelt wird und manche Träger sogar eigene Zugangsprüfungen einführen wollen. Auch zwischen den Ausbildungsstätten und den Berufsverbänden kommt es immer wieder zu Spannungen, wenn – wie eingangs angedeutet – die eigenständige Profession der Sozialen Arbeit weitgehend durch Vertretende der Bezugswissenschaften dominiert wird. Trotzdem wird die Kooperation fortgesetzt und wiederbelebt, wofür es ebenfalls deutliche Zeichen gibt: Es werden wieder gemeinsame Kongresse am gleichen Ort zur gleichen Zeit veranstaltet oder sie sind wenigstens so zeitversetzt, dass sie nicht miteinander kollidieren. Die IFSW und IASSW haben gemeinsam die internationale Definition für Sozialarbeit und die ethischen Prinzipien anerkannt. Weitere Annäherungen sind zu erwarten.

Visionen und reale Utopien

Das Thema für die kommende Weltkonferenz und das Jubiläum habe ich erwähnt. Es zeigt, dass wir keinen Illusionen aufsitzen, aber dennoch mit langem Atem an der Sache bleiben wollen. Seien es Paradigmenwechsel durch die große politische Wende Ost-West, die fast ausschließlich durch ökonomische Prämissen bestimmte Globalisierung, den um sich greifenden Neoliberalismus, das herkömmliche Geschlechterverhältnis, religiöser Fundamentalismus oder gar Fanatismus oder seien es *Schlag*-Worte wie „Humankapital“, die nicht nur eine soziale Balance gefährden: Solange „Kapital“ die treibende Motiva-

tion und Kraft gegenüber humanen beziehungsweise zwischenmenschlichen Dimensionen ist, werden wir uns weiterhin mit Nachdruck und Nachhaltigkeit dem Thema des sozialen Ausgleichs widmen.

Seien Sie willkommen zum Feiern in München und zur tatkräftigen Mit- und Weitergestaltung eines herausfordernden Balanceaktes!

Literatur

- Blankenburg, Martin;** Wendling, Gerti: Internationale Wohlfahrt. Ursprünge und Entwicklung des ICSW. Berlin 1988
- Engelke, Ernst:** Die Wissenschaft Soziale Arbeit. Werdegang und Grundlagen. Freiburg im Breisgau 2003
- Katz, Arthur:** Peace and Disarmament as a Social Work Objective in Social Work Practice. New York and London 1968, S. 192-201
- Kuhlmann, Carola:** Alice Salomon. Ihr Lebenswerk als Beitrag zur Entwicklung der Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Weinheim 2000
- Molderings, Barbara:** Die Geschichte der IFSW. In: Forum Sozial, diverse Hefte 2003-2005
- Müller, C. Wolfgang:** Helfen und Erziehen. Soziale Arbeit im 20. Jahrhundert. Weinheim und Basel 2001
- Reichert, E; Wieler, J.:** Sozialarbeit in den USA. In: Otto, H.-U.; Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik. Neuwied 2001
- Reinicke, Peter:** Die Berufsverbände der Sozialarbeit und ihre Geschichte. Von den Anfängen bis zum Ende des zweiten Weltkrieges. Frankfurt am Main 1985
- Salomon, Alice (1928):** Die Wohlfahrtsschule in der sozialen Entwicklung unserer Zeit. In: Alice Salomon. Frauenemanzipation und Soziale Verantwortung. Ausgewählte Schriften. Band 3 1919-1948. Hrsg.: A. Feustel. München 2003
- Dies. (1928a):** Jugend- und Arbeitserinnerungen. In: a.a.O., 2003
- Dies. (1928b):** Die Bedeutung internationaler Kongresse für die soziale Arbeit. In: Deutsche Zeitschrift für Wohlfahrtspflege 10/1928, S. 496
- Dies. (1932):** Die Familien in der privaten Fürsorge. In: Muthesius, H. (Hrsg.): Alice Salomon, die Begründerin des sozialen Frauenberufs in Deutschland. Köln/Berlin 1958
- Schirmmayer, Gerd:** Hertha Kraus – Zwischen den Welten (1897-1968). Frankfurt am Main 2002

„Hilfst du mir, dann helf ich dir“

Den Alltag der Jugendhilfe als wechselseitiges Aufeinanderangewiesensein gestalten

Rainer Meerkamp

Zusammenfassung

Die Vorbemerkung dieses Beitrags erinnert an Fragen zu einer guten Praxis des Helfens und der gelingenden Zusammenarbeit mit den Klienten und Klientinnen, Fragen, die im Alltag unterschiedlich beantwortet werden. Der Titel und der Untertitel nennen meine in den nachfolgenden Abschnitten erläuterte Antwort: die einer Wechselseitigkeit in der Kooperation. Ich beginne mit einer kurzen, positiv formulierten Überlegung, die den etwas sperrigen Terminus des „wechselseitigen Aufeinanderangewiesenseins“ erläutert (Kapitel 1). Meine Interventionsmaxime der Wechselseitigkeit verwende ich danach in Abgrenzung gegen andere Handlungslogiken im Feld der Sozialen Arbeit (Kapitel 2). Damit dürfte dann auch die Problemlösungskraft meines Kooperationsmotivs für den Alltag der Jugendhilfe klar werden, auf den ich anhand eines eigenen Praxisbeispiels ausführlich zu sprechen komme (Kapitel 3). Der abschließende Kommentar (Kapitel 4) betont das Sich-abhängig-Machen vom „bilateralen Wandel“ und das schnelle Schlappmachen bei allen Einladungen zum Kampf. Als Sozialberufler erweist man sich als bündnisfähig mit dem Sozialen, sagt gern Ja und fördert ein Plus an konstruktiver sozialer Ordnung.

Abstract

What characterizes the good practice of social work? One way to answer this question is to underline the reciprocity of helpful cooperation (chapter 1). „If you help me, then I will help you.“ This answer differs extremely from any non-cooperative, confrontative social intervention, where the professional is ready to fight with the clientele (chapter 2). This difference is illustrated with an example from day-to-day social work with young people (chapter 3). The conclusion points at what can be learned from this example in general (chapter 4).

Schlüsselwörter

Jugendhilfe - Methode - Kooperation - Intervention - Handlungskompetenz

Vorbemerkung

In der Sozialen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen werden immer wieder neu die begrüßenswerten Fragen gestellt: Wie soll der Alltag mit ihnen prinzipiell

gestaltet werden? Wie lauten unsere regulativen Ideen als Sozialberufler und -beruflerinnen? Was bildet den roten Faden unserer Hilfebemühungen, welches Leitbild bewegt uns? Was ist das Pädagogische an unserem Tun? Welches Klima soll im Alltag Sozialer Arbeit erreicht werden? Welche Ziele sollen verfolgt werden, und was haben wir zu tun, um diese Ziele zu erreichen? Wie sieht unser sozial hilfreicher Handlungsrahmen aus? Was tun wir, wenn wir erfolgreich helfen und nachhaltig tragfähige Ergebnisse erzielen? Was kennzeichnet unser gelingendes Helfen? Welches Repertoire mit Kooperationsformen und Aktionsmustern steht uns für die Zielerreichung zur Verfügung? Gelingt unser Erziehen? Wo erkennen wir die bildende Wirkung unserer Zusammenarbeit mit den Klienten und Klientinnen? Sind unsere Beziehungen zu unserer jungen Klientel legitim geregelt, berufen wir uns auf Maximen, die anerkennungswürdig sind? Erreichen wir in der Alltagspraxis unsere Vorstellung von wohlgeordneten sozialen Beziehungen und einer richtigen, gelungenen Zusammenarbeit mit der Klientel?

Professionelle Akteure haben Antworten auf diese anspruchsvollen Fragen. Sie sind in der Lage, öffentlich zu erklären, „warum und wozu man so und nicht anders arbeiten sollte“ (*Spiegel* u.a. 2002, S. 251). Denn sie wissen, was sie tun. Im Unterschied zum hilfsbereiten Laien, der auf sein implizites Wissen zurückgreift, ist das Handeln der Sozialberufler explizites, gezieltes, fachlich fundiertes Gestalten einer Situation entlang eines Erziehungsplans. Mal wird schlicht ein wohlüberlegtes „offenes Angebot“ gemacht und zu alltäglichem Handeln eingeladen, weil man so eine positive Beziehung aufnehmen und (mit) gestalten kann. Mal wird nach Präventionsmöglichkeiten gesucht und zum Beispiel ein Anti-Aggressivitätstraining oder ein Autonomietraining zur Selbstregulation. Mal wird bei einem bereits eingetretenen sozialen Problem bewusst herausfordernd interveniert, mal humorvoll mitgespielt, mal wird gekonnt einem Beziehungsangebot und zum Beispiel einer Konfliktfalle ausgewichen, mal nach den prosozialen Ausnahmen von der problemreproduzierenden Regel gesucht, mal wird eine Clearingphase zwischengeschaltet und eine Fallanalyse geleistet. Das zur Verfügung stehende Handlungsrepertoire ist groß. Es gibt verschiedene „Gelingensmodelle“ (*A. Wernet*), unterschiedliche Modelle guter Praxis mit ihren Chancen eröffnenden Regelwerken.

Die Überschrift nennt das Leitmotiv, das ich für das Beantworten der eingangs genannten Fragen vorschlage. Mir geht es um die Gestaltung des Alltags als eines Kontextes wechselseitigen Aufeinanderan-

gewiesenseins. Zugleich ergänze ich mit diesen Seiten mein Plädoyer für eine gelassen und „fehlerfreundlich“ eingreifende Soziale Arbeit, das Anfang 2006 in dieser Zeitschrift erscheinen wird.¹

1. Einleitung: Zum sozialen Arbeiten in wechselseitigem Aufeinanderangewiesensein

Die persönliche Stellungnahme eines Schriftstellers macht den Anfang: „Mein Handeln hat sich geändert. Ich äußere meine Meinung, aber ich kämpfe nicht mehr darum, sie durchzusetzen. Kämpfen heißt, immer wieder zu einer Sache zurückzukehren. Ich wiederhole mich nicht mehr.“ So *John Irving*, amerikanischer Schriftsteller, 56 Jahre alt, der 34 Jahre lang aktiver Ringkämpfer war, im Interview (*ZEIT-Magazin* Nr. 7, 11.2.1999, S. 13). Ich ergänze mit Blick auf die helfende Soziale Arbeit: Anzustreben sind Kontexte wechselseitigen Aufeinanderangewiesenseins und die (für einige Akteure neue) Botschaft: „Wenn wir es nicht gemeinsam schaffen, dann wird nichts draus! Keine Leistung ohne Gegenleistung, meine nicht ohne deine!“ So weit wie möglich sollten optimale Lösungen von Alltagsaufgaben nur über ein kooperatives Verhalten der Jugendlichen und der Profis möglich sein, nicht über ein kämpferisches.

Zwecks Einstimmung auf das Leitmotiv gleich noch eine zweite Szene: Der Literaturkritiker, Essayist und Sozialphilosoph *Walter Benjamin* (1872-1940) lernte den Schriftsteller *Bertolt Brecht* 1929 kennen und bemerkte 1930, *Brecht* sei der einzige Schriftsteller, „der sich fragt, wo er seine Begabung ansetzen muß, sie nur da ansetzt, wo er von der Notwendigkeit es zu tun überzeugt ist, und bei jeder Gelegenheit, die diesem Prüfstein nicht entspricht, schlappmacht“ (*Benjamin* 1977, S. 506). Ich ergänze mit Blick auf die helfende Soziale Arbeit: Sie soll sich nicht sinnlos verausgaben. Sie soll den schonenden Umgang mit den Ressourcen üben, um es in der Sprache der Umweltbewegung zu sagen. Im Volksmund heißt es drastischer: Keine Perlen vor die Säue! Berufliches Engagement ist etwas Kostbares. Gegen engagiertes Helfen ist zunächst nichts einzuwenden. Doch wer sich beruflich engagiert, sollte es mit Bedacht tun. Er sollte ein Kriterium besitzen, das ihm zu unterscheiden hilft, wann es richtig ist, mit Kraft und Nachdruck und der eigenen Begabung zu helfen, und wann es geboten ist, genau das sein zu lassen und die eigenen Kräfte zu schonen.

Mit dem Kämpfen aufhören, wie *John Irving* rät, etwas ganz Neues tun, situationsgerecht schnell schlappmachen können, so wie *Bert Brecht* es konnte, das sind nach meiner Erfahrung „therapeutisch wertvolle“ Fähigkeiten des professionell Helfenden.

Weil ich gerade in Anführungsstrichen vom therapeutisch Wertvollen spreche, ein kurzer Blick über den Zaun, nach nebenan zu den Kollegen: Der Psychotherapie-Patient, der in der Kurztherapie-Abteilung im Mental Research Institute in Palo Alto, Kalifornien, erklärt, dass sein Problem bitte so behandelt werde, „dass es mir nicht so unangenehm ist“, und der seine „Hausaufgaben“ vom letzten Therapietermin nicht gemacht hat, bekommt bei der nächsten Sitzung vom Therapeuten zu hören: „Wenn Sie sich auf Ihren Lorbeeren ausruhen wollen, werde ich das auch tun. Ich kann mich nicht für uns beide ins Zeug legen“ (Fisch u.a. 1987, S. 67, 199). Der Therapeut macht seine Bemühung zu recht ganz von der des Klienten abhängig. Bereits in *Platons* (427-347 v. Chr.) Brief zur Diätetik heißt es, dass jeder fachkundige Arzt sofort die Behandlung aufgeben wird, wenn der Patient nicht zu einer Veränderung seiner Lebensweise bereit ist (zitiert nach Engelhardt 1999, S. 28 f.). Es gilt als „nicht sachverständig, wer das sich gefallen läßt“, dass der Patient sich der Beratung entzieht und seine Lebensweise nicht ändern will, schreibt *Platon* (1963, S. 307, 330 c-d). Auch diese Hinweise nimmt die Soziale Arbeit nun auf, wenn sie ihr sozialpädagogisches Handeln plant.

2. Kooperieren statt kämpfen

Von dieser knappen positiv formulierten Konzeptskizze gehe ich nun weiter zur Abgrenzung des Aufeinanderangewiesenseins von anderen Handlungslogiken im Feld der Sozialen Arbeit: Ich empfehle die Gegenseitigkeit der Arbeit im Arbeitsbündnis von Helfenden sowie Klienten und Klientinnen und beziehe damit eine Gegenposition gegen Helfende, die ich als Beziehungsspaltende und Gegenseitigkeitsvermeidende kennen lerne. Ich bin für die Abhängigkeit des Profis von einem für ihn individuell unverfügbaren Kommunikationsgeschehen, pro Verhandelbarkeit der Sozialleistungen im „Verbundsystem“ mit der ihrerseits einflussreichen Kundschaft. Und ich bin damit unter anderem auch gegen die Interventionsform des nach meiner Erfahrung oft zu beobachtenden, wenn auch nicht unbedingt gewollten unproduktiven Kampfes der Parteien. Ich bevorzuge eine paradoxe Formulierung wie „Sich abhängig machen schafft Unabhängigkeit“ (Simon 1988, S. 151). Mit einem Wort aus dem Alltag der Jugendhilfe: „Ich erledige deine Arbeit nicht mit, sondern mache mich abhängig von dir und deinem hoffentlich kooperativen Verhalten. Wenn du hier mit mir an einem Strang ziehst, dann ziehe ich dort mit dir an einem Strang, wenn du dich hier jedoch nicht mitbewegst, bewege ich mich dort auch nicht – und gewinne sofort freie Zeit, die ich ja ansonsten dem Mit-dir-Mitziehen widmen würde, Zeit, die ich ganz

gut für mich selbst oder einen anderen jungen Klienten nutzen kann.“ – Ein Aphorismus wirft gleich noch ein Licht auf diese Szene: „Die Menschen, denen wir eine Stütze sind, geben uns den Halt im Leben“ (Marie von Ebner-Eschenbach).

Es geht um Abgrenzung des Arbeitsbündnisses von unkooperativen Gegenseitigkeitsvermeidenden. „Gegenseitigkeit ist das wesentliche Merkmal jeder sich bewegenden Beziehung“ (Stierlin 1978, S. 66). Die Klientel und ihre Helfenden bewegen sich. Und etwas Bewegung *beiderseits* tut meistens Not, wenn Helfen vorankommen soll. Ein Dialog, ein Hin und Her von Frage und Antwort, in die richtige Richtung, nicht jedoch ein müdes Auf-der-Stelle-Treten oder eine manisch angestachelte Betriebshaftigkeit bei maximaler Beschleunigung. So ist das Wort von *Helm Stierlin* zur erwähnten Gegenseitigkeit gemeint (*ebd.*, S. 74 f.). Einem polarisierungs- und aufspaltungs-freudig eingreifenden Sozialberufler lege ich jedoch – immer noch zwecks Abgrenzung – Worte des Einspruchs in den Mund: „Eine Beziehung zu dir? Nur, wenn du hilfsbedürftig bist, und nur dort, wo du es bist und Schwächen hast! Auf keinen Fall wäre ich zu wechselseitiger Akzeptanz, Anerkennung und einem gegenseitigen Geben und Nehmen bereit, bei dem wir uns gemeinsam weiterbewegen würden! Du musst dich ändern, *ich* bleibe wie ich bin!“

Dieser „unansprechbare“ Hilfe-Profi fürchtet einen Prozess, den die Wissenschaft Kontingenz nennt, das heißt dass etwas auch ganz anders möglich ist, dass es immer einen Horizont anderer Möglichkeiten gibt. Platz einzuräumen für ein ergebnisoffenes Beziehungsgeschehen soll hier unmöglich sein, Soziale Arbeit bleibt vielmehr stur und wie unter Zwang auf Polarisierung festgelegt. Jede „Willst du was von mir, will ich was von dir“ – Interaktion wird heftigst abgelehnt – aber: „Das Austragen von Konflikten ist notwendig!“, ist im Tonfall inbrünstiger Überzeugung zu hören, und in den Stellenanzeigen für neue „fördernde und fordernde“ Sozialpädagoginnen und -pädagogen wird weiterhin ihre „Durchsetzungsfähigkeit“ und „Stressresistenz“ gefordert. Genau das stelle ich hier wie selbstverständlich in Frage. Statt unbeirrbar „zu fördern und zu fordern“ heißt es nun: „zusammenarbeiten oder schlappmachen“. Hier wird entweder gemeinsam konstruktiv-förderlich an etwas Konkretem gearbeitet oder es wird, was den Part des Profis betrifft, schnellstens mit allem aufgehört. Es geht um Einigungs-, nicht um Konfliktsituationen. Wenn Wandel, dann bilateraler Wandel. „In der Regel gilt in Wechselwirkung: ... je haltloser und nachlässiger der eine, desto kontrollierender der andere ... Der eine kann das Komplementärverhalten

des anderen ... erzwingen ..." (Willi 1990, S.166). Von diesem zweipoligen Mechanismus oder starren Automatismus gilt es sich zu befreien, ebenso von der Idee der Kontrollierbarkeit des anderen, will man als Profi das eigene Regelwerk selbstbewusst, ungezwungen und mit genügend Bewegungsfreiheit wählen können (zu den Entweder-oder-Sackgassen, artverwandten zweipoligen Denkfallen und ihrer Auflösung genauer: Meerkamp 2003, S. 127-142).

„Bewahre Gott, daß der Mensch, dessen Lehrmeisterin die ganze Natur ist, ein Wachsklumpen werden soll, worin ein Professor sein erhabnes Bildnis abdruckt" (Lichtenberg 2000, S. 131). Die Chance hilfreicher Interaktionen wird bereits im Ansatz und systematisch verpasst, wo Profis schon im ersten Moment des Entstehens von Hilfe, bei der Interaktionseröffnung, auf der für alle unbekömmlichen Wellenlänge sind. Hinterher sind dann die endlosen Klagen über die eigensinnige, defizitäre, gestörte, unvernünftige, pathologische Klientel zu hören, die einen so tief enttäuscht, sich eben nicht kontrollieren lässt, die sich nicht wie weiches Wachs oder ungebrannter Ton von den Händen ihrer Wohltuenden modellieren lässt, die nichts einsieht.

Die Einladung zum Kampf strengt alle an („Man wird im Dienst so schnell verschlissen“), sie ist im mir vertrauten Feld der Jugendhilfe für die junge Kundschaft zudem oft nichts Neues, falls der familienintern oder/und in der Schule aufgebauten Stigmatisierung nun eine weitere hinzugefügt wird. Menschen, die sich selbst im Wege stehen, treffen dann auf Helfende, die ihnen – welche Überraschung! – auch (ungewollt) im Wege stehen. Was ebenfalls gleich bleibt und nichts Neues ist: Es kommt wieder nicht zu einem konstruktiven Ergebnis, im Elternhaus nicht, in der Schule nicht, und in der unbeirrten Jugendhilfe nun auch nicht. Von dieser Wiederholung dessen, was nicht weiterbringt, rate ich ab. Wenn das kampfeslustige Helfen nicht hilft: aufhören, schnell schlappmachen, einen Ausweg aus der Konfliktchronifizierung finden, etwas Neues tun und den Rahmen wechseln! Und das bedeutet dann auch: Das „Konzept Widerstand“ durch das „Konzept Kooperieren“ (DeShazer 1990) ersetzen! Wir können auch anders. Lieber miteinander als gegeneinander.

3. Ein Beispiel aus der stationären Jugendhilfe

Nun endlich zum Alltag der Jugendhilfe: Mein Leitmotiv bekommt die Qualität eines Auswegs aus einer verbreiteten Problemlage. So weit wie möglich sollen das „Wir-gegen-die-Polarisieren“, das ich in der Jugendhilfe und auch anderen Feldern der helfenden Sozialen Arbeit immer wieder beobachte,

das wechselseitige Dagegenhalten, das hartnäckige Kämpfen gegen „Widerstände“, teilweise in Grabenkriegstimmung, das kräftezehrende Eskalieren im Rahmen von Nullsummenspielen, das fruchtlose Massive-Grenzen-Setzen und das Sich-riesig-Mühegeben vermieden werden, weil diese von mir an anderer Stelle ausführlicher beschriebenen Energie fressenden Interventionen (zum Sozialtechniker in der Jugendhilfe genauer: Meerkamp 2002) nicht zieldienlich sind und die Freude an der Arbeit verderben.

Die Fruchtlosigkeit des Tuns lässt Menschen in der Sozialen Arbeit an sich und den unproduktiven Regeln ihres Arbeitsfeldes leiden und „ausbrennen“. Das muss nicht sein. Auch einige Nutznießer dieser unbekömmlichen Hilfe, zum Beispiel „schwierige“ Jugendliche, die seit mehreren Jahren Jugendhelfer und -helferinnen um sich herum haben, „brennen aus“, werden hilferesistent bis -renitent und wollen diese Zwei-Seiten-Form nicht mehr. „Man kann ohne Kampf gewinnen“, sagt eine asiatische Weisheit.

Als Konzeptberater in der Jugendhilfe habe ich dem entnervten, abgekämpften und müden Team einer stationären Jugendhilfeeinrichtung vor einigen Jahren folgenden Vorschlag zur Re-Organisation gemacht: Es sollte für die Jugendlichen im Hause künftig mehr und möglichst viel möglichst realitätsnah zu tun geben: sich untereinander wecken; Küchenzettel machen und einkaufen für alle; kochen, gemeinsam eine Mahlzeit einnehmen; Kuchen backen, Marmelade einkochen, Fruchtsäfte herstellen, neue Rezepte ausprobieren; Küche aufräumen, Geschirrspüler ein- und ausräumen, putzen, der Haushalts-hilfe zuarbeiten; waschen, bügeln; den Hof fegen, die verwohnten Zimmer neu streichen, sich um die Pflanzen kümmern; zu Bruch gegangene Möbel selbst restaurieren und so weiter – sodass es (a) für die Jugendlichen im Einrichtungsalltag weniger Langeweile gebe und weniger Zeit und Gelegenheit, das altbekannte, letztlich destruktive Reproduzieren ihres gewohnten, in die Einrichtung importierten Problemverhaltens zu pflegen, den Mitarbeitenden auf dem Kopf rumzutanzen, damit informell die Führungsrolle im Haus zu übernehmen, und dass (b) die Mitarbeitenden die hausinterne Produktion von Stresspotenzialen konvertieren könnten und einen Schritt weiter als die Jugendlichen seien, auf deren Handlungslogik sie nicht mehr einsteigen: Es gehe um die „Arbeit der sorgsamsten Nichtbeachtung“ (Goffman 1980, S. 56) des Symptomhandelns der Jugendlichen, weil Nichtbeachtung des Negativen eine Befreiung bringen kann. Äußerungen wie etwa „Yasin fing vor Langeweile an, sich mit Nebel zu streiten“ werde man hier im Hause immer seltener hören. Das neue Ko-

operationskonzept der Einrichtung skizzierte ich als Aufgabe für alle Mitarbeitenden: Die optimale Lösung einerseits und die Minimallösung für Alltagsszenen in der Jugendarbeit andererseits sind in Verhaltenskategorien und so konkret wie möglich zu beschreiben. Fragen sind dafür zu beantworten: Wie sieht zum einen das absolute Minimum von gesetzlich vorgeschriebenen Leistungen laut Jugendhilferecht aus? Welche Alltagsleistungen sind zum anderen kein Muss und können als Extra und „Zuckerbrot“ genutzt werden? Welche Angebote und welche Leistungen liegen im Ermessen der Mitarbeitenden?

Der *gesamte* Alltag ist mit Blick auf das neue Kooperationskonzept zu durchforsten. Alle Fertigerichte werden abgeschafft. Kein Profi repariert allein, wo Jugendliche etwas im Haus zerstört haben. Jeder Jugendliche erlernt den Umgang mit der Waschmaschine, das heißt „totale Versorgung“ mit ihren hospitalisierenden Effekten in einer tendenziell entgegenständlichen, sterilen, unrealen Hilfe-Welt, einem langweiligen, niedrigschwelligen Ghetto, findet dann kein Jugendlicher mehr vor. Auch die Beziehungsarbeit, soweit sie mit „problemstabilisierender Empathie“ daherkommt, tritt in den Hintergrund. Gegenstandslose Beziehungen sind bekanntermaßen kontraproduktiv. „Demotivierung, Beliebigkeit und Langeweile werden verstärkt und übrig bleibt vor allem die Symptompflege, die in der Struktur unterschwellig angelegte Aufforderung zum Agieren, um auf dem Schauplatz der ‚reinen Interaktion‘ etwas anzubieten“ (Wedekind 1986, S. 97).

Es gibt mit einem Ermöglichungsrahmen statt eines Bekämpfungsszenarios eine handfeste Alternative zum „reinen“ Ausagieren des von außerhalb importierten, störenden Symptomverhaltens. Jene Jugendlichen, die von zu Hause an „Pension Mama“ gewöhnt sind, an Vollverpflegung, Putz- und Räumservice, Nachhilfestunden, 24-Stunden-Notdienst, alles gratis für sie und ohne jede Gegenleistung zu haben, werden irritiert durch eine für sie neue Situation, in der die Hilfe ganz gewaltig nach einer Aufforderung zur Selbsttätigkeit aussieht. Wer lernt, die Waschmaschine zu benutzen, ohne sie zu zerstören und seine Wäsche zu ruinieren, lernt etwas Handfestes und übernimmt Eigenverantwortung.

Zum neuen Konzept gehört aber nicht nur ein veränderter, realitätsnaher Alltag, sondern auch ein Rückgriff auf die Ergebnisse der *Kooperationsforschung*. „Wie du mir, so ich dir“ heißt im Amerikanischen „Tit for tat“. Drastisch gesprochen: Haust du mir auf die Nase, trete ich dir vor's Schienbein. Wer die Filme mit *Stan Laurel* und *Oliver Hardy* kennt, weiß gleich,

worum es geht. *Robert Axelrod* hat in seiner Untersuchung zur „Evolution der Kooperation“ erkannt, dass „Tit for tat“ die erfolgreichste Strategie ist. Man beginnt freundlich, bietet immer Kooperation an, ist niemals der erste, der – wie es in der deutschen Übersetzung unglücklich heißt – „defektiert“ (defection: falling away from loyalty to a political party, religion, or duty), aber man erwidert sofort entweder die Kooperation oder deren Ausbleiben, die „Defektion“ des Spielpartners. „Je länger Defektionen ungestraft geduldet werden, um so wahrscheinlicher zieht der andere Spieler den Schluß, daß Defektion sich auszahlen kann. Je stärker sich dieses Muster ausgebildet hat, um so schwieriger ist es aufzubrechen“ (Axelrod 1988, S. 167).

Das handfeste „Wie-du-mir-so-ich-dir-Erziehungsprogramm“ legt mehr konstruktive Eigenbeteiligung der Jugendlichen im Arbeitsbündnis mit den Profis nahe. Hilfst du mir, helf ich dir. Kooperatives Verhalten der Jugendlichen wird unmittelbar und reaktions-schnell belohnt mit maximalem Freiraum und aktiven Hilfebemühungen der engagierten Helfenden, nichtkooperierendes, ausscherendes, störendes, zerstörendes Verhalten hingegen wird präzise fallbezogen, schnell, direkt, geschmeidig und mit einem differenzierten Handlungsinventar ins Leere laufen.

Leicht verständliche „Wenn-dann-Äußerungen“ hören die Jugendlichen im Alltag der Einrichtung ständig. Sie haben damit die Wahl und entscheiden sich. Das ist – neudeutsch gesprochen – „der Deal“. Zwecks Veranschaulichung des Wechselseitigkeitsprogramms ein paar Beispiele aus dem Einrichtungsalltag der schon erwähnten stationären Jugendhilfe:

▲ „Heute gibt es für den Rest des Tages nur noch Obst und Joghurt, außer du raffst dich gemeinsam mit mir auf, in der Küche erstmal ... wegzuräumen, und dann ... zu putzen, aber das ist natürlich nur mein Angebot, dass wir für einen Tag eine kleine Allianz schmieden. Ich bin, wie du siehst, für Teamwork und geteilte Verantwortung.“

▲ „Der Kicker/der Fernseher/ ... geht für dich erst wieder in Betrieb, wenn wir beide im Garten gearbeitet haben und dort miteinander ... erledigen können. Wenn nicht, machen wir heute Dienst nach Vorschrift. Ich für meinen Teil habe nichts gegen Dienst nach Vorschrift. Und du weißt, wie schlecht ich Stress vertragen. Überleg's dir! Ich bin mir sicher, dass du etwas Gartenarbeit aushalten kannst.“

▲ „Du kannst heute erst um ... Uhr ins Haus zurückkehren, außer du kannst nachweisen, dass du im Berufsinformationszentrum/Tageskolleg/Berufsbildungszentrum/in der Bundesagentur warst und dich dort um ... gekümmert hast. Dann kannst du mit de-

ren Besuchsbescheinigung um ... Uhr gern wieder reinkommen und mir erzählen, was es Neues gibt.“ ▲ „Ein Einzelzimmer/Doppelzimmer bekommst du hier erst, wenn du tagsüber ... schaffst. Falls du mitspielst und dir einen Ruck gibst: Eine hilfreiche Hand findest du am Ende deines eigenen Arms. Wenn wir allerdings nicht gemeinsam an einem Strang ziehen, geht mir sofort die Puste aus und ich kann mich um das Zimmer nicht mehr kümmern. Nicht nur dir soll's besser gehen, sondern auch mir.“

Es geht um etwas Handfestes, um Aufgaben der täglichen Lebensbewältigung. Die Beziehungen haben immer eine pragmatische Funktion bei der Handlungskoordination. Die genannten Aufgaben und Handlungsvorschläge sind das meines Erachtens sozialpädagogisch Wertvolle. Die Beziehungen zwischen Jugendlichen und Helfenden übergreift ein sie vergegenständlichendes Drittes. Sie werden gestaltet als Kontexte wechselseitigen Aufeinanderangewiesenseins: Wählen die Jugendlichen zum soundsovielten Mal ein nichtkooperierendes Verhalten, führt das bestenfalls schon eine Sekunde später dazu, dass der Mitarbeiter oder die Mitarbeiterin in diesem Fall auf jedes weitergehende berufliche Engagement verzichtet, die eigenen Kräfte schon und jetzt nur noch eine Minimallösung erreichbar ist. Es stehen den Jugendlichen Wahlalternativen statt polarisierender Auseinandersetzungen zur Verfügung. Es gibt für sie immer einen Spielraum für die Wahl eigenen Verhaltens. Und wenn sie die an sie gerichtete Erwartung als ungehörige Zumutung missverstehen, wenn sie Regelungen noch mit Erpressungen verwechseln, werden sie zunächst nicht mitspielen – und sich dadurch schnellstmöglich einen Nachteil einhandeln. Ganz einfach. Versteht im Grunde jeder.

Auch die *Ambivalenzfreundlichkeit* dieser Intervention wird nebenbei deutlich (Kleve 2003): Man bemerkt, dass man die Wahl hat, und wer sich angesichts dieser Wahlalternative noch nicht entscheiden kann, darf weiter hin und her schwanken, mal pro soziale Kooperation, mal contra, und im Verlauf dieses Schwankens ergibt sich auf jeden Fall ein Gewinn an Orientierung. Ambivalenzfreundliche Helfende haben nichts gegen dieses Schwanken einzuwenden. Sie sind, um es in der Sprache der Rentenversicherung zu sagen, mit großen Schwankungsreserven ausgestattet. Es kommt zu Situationen, in denen diese mitschwankenden Helfenden geradezu zum „Contra Kooperation“ einladen, da sie für ihre Arbeit mit ambivalent eingestellten Klienten und Klientinnen in ausreichendem Maße Fehlerfreundlichkeit und Gelassenheit mitbringen. Auch auf einem Schlingerkurs kommt man voran.

„Doch das ist ewig wahr: wer nichts für andere tut, tut nichts für sich“ (*Goethe* in *Clavigo*, Vierter Akt) – „Du-hast-die-Wahl-zwischen“ sowie „Wenn-du-dann-ich-Äußerungen“ der eben zitierten Art durchziehen pragmatisch-implizit und verbal-explicit den Alltag der Jugendlichen wie ein roter Faden, wenn nötig zum Beispiel im Jugendwohnheim gleich beim Frühstück, zur Strukturierung des Tages und bei der Festsetzung einer Rückkehrzeit, und sie haben dann die Wahl – aus Mitarbeitersicht eine Wahl zwischen einem aufsteigenden und einem abwärtsführenden Ast. Gutes Benehmen, zum Beispiel ein Minimum an persönlicher Hygiene, lohnt sich direkt, denn dieses Anschlussverhalten wird positiv aufgenommen und bringt anschließend etwas, nämlich eine positive Antwort des seinerseits aktiven Helfenden.

Den Jugendlichen wird klar: Co-Evolution rechnet sich. Die Mitarbeitenden vertreten eine „Ethik der Gegenseitigkeit“ und trauen den Jugendlichen sozial angemessenes, konstruktives Verhalten zu, sprechen ihre erwachsenen Seiten an, respektieren, indem sie ihnen die Wahl lassen, die Entscheidungs- und Handlungsautonomie der Jugendlichen, präsentieren sich ihnen so oft wie möglich als Freunde des Gelingens, als „Sympathisanten der Sache“ und können mit klaren Verhaltensaufforderungen Jugendliche einladen, sozial akzeptables, gewinnendes, gutes Benehmen zu zeigen und hinterher über ihre (ihnen anfangs schwerfallenden) Erfolge zufrieden zu sein. Betroffene werden zu Beteiligten, die in die Verantwortung genommen werden. Möglichst viele Leistungen der Mitarbeitenden erfordern die Zusammenarbeit mit den Jugendlichen. Ein wechselseitiger Abhängigkeits- und Anpassungsprozess wird angesprochen: „Ich helfe dir gern, wenn du mich unterstützt und es in der Sache weitergeht.“ „Wenn wir es nicht gemeinsam schaffen, dann wird nichts draus.“

„Ich habe mich von der Wahrheit des Satzes, daß der Streit der Vater aller Dinge sei, nicht überzeugen können“ (*Freud* 1977, S. 194). So weit wie möglich sollte die weiter oben schon erwähnte Logik von Konflikt und Kampf gegen Verhaltensweisen, Symptome und Ansichten des Jugendlichen vermieden werden: Die Maxime wechselseitigen Aufeinanderangewiesenseins ist auch eine klare Konfliktvermeidungsstrategie. Drohungen und Schuldzuweisungen sind (nicht nur in der Jugendhilfe) selten produktiv. Statt einen Rollengegensatz scharf auszuprägen, sollte der Standpunkt des Jugendlichen zur Lösung eines drohenden Konflikts eingesetzt werden. Die Frage lautet: Was kann ich tun, damit die andere Seite so reagiert, wie ich es gern möchte, ohne dass ich ihre Sicht der Dinge entwerte oder bekämpfe?

Was kann ich Lohnendes anbieten? („Ich bin okay, du bist okay“ statt des verbreiteten „Ich bin okay, aber mit dir stimmt was nicht“).

Früher hieß es „Arbeitsbündnis“, heute heißt es im Management-Neudeutsch ganz modern „Kontraktmanagement“. Damals wie heute geht es um das Aushandeln eines Einverständnisses, einer Zusammenarbeit der Parteien in einem Interaktionsverlauf, der sich nicht einseitig durch eine Partei steuern lässt. Ohne Motivation keine koordinierte Veränderung zum Besseren. Man kann miteinander reden, erweist sich als bündnisfähig und ist für den anderen kein Crash-Test-Dummy. „Da kann ich mich auf den Kopf stellen und mit den Ohren wackeln, aber es bringt nichts“, kommentierte ein Sozialarbeiter aus der oben erwähnten Einrichtung das Fehlen des Arbeitsbündnisses mit dem Jugendlichen *Nico*. In derselben Jugendhilfeeinrichtung wurde anderntags beobachtet: „Heute war Nico ein wenig ruhiger als sonst, wir boten ihm aber auch kaum ‚Angriffsfläche‘, da wir mit anderen Dingen sehr beschäftigt waren.“ Äußerungen wie diese hört man immer seltener, wenn ein Konfliktvermeidungskonzept die „Angriffsflächen“ reduziert.

In Analogie zu den Rabattmarken könnten – unalltäglich – einzelne Jugendliche, die nur auf den Wink mit dem Zaunpfahl reagieren, Pluspunkte in einem Punkteplan oder Sternchen für gutes Benehmen sammeln, die zu „Zückerchen“ führen. In einer benachbarten Einrichtung der stationären Jugendhilfe praktiziert eine spanische Bruderschaft tatsächlich eine Kombination von einerseits einem Geldstrafen-System bei Verstößen gegen verbindliche, strikte und recht eng interpretierte Erwartungen mit andererseits einem „Olympiade“ genannten Pluspunkte-System, bei dem das Sammeln von festgelegten Punktzahlen bislang bereits zu Fahrten nach London, Paris, zu Musical-Aufführungen und so weiter führte. Es gibt wohl niemanden, der den Unterschied zwischen Minus und Plus nicht versteht und sich damit nicht auf seine eigene Art arrangieren kann.

Erfolge lassen sich nicht „aus der Lameng“ erreichen. Zur Tagesordnung der Teamtreffen in dieser Jugendhilfeeinrichtung gehört deshalb die Praxisreflexion zu einem immer wiederkehrenden Tagesordnungspunkt: Es geht bei jedem Treffen um die Suche nach und um das Beschreiben von Kontexten wechselseitigen Aufeinanderangewiesenseins und das Herausstellen der damit erzielten Erfolge. Fallbesprechungen mit der Eröffnungsfrage „Wie verhält er sich denn so in den letzten Tagen?“ ergeben hingegen keinerlei Richtung. Auskünfte über das

Eröffnen und Stabilisieren von pädagogisch fruchtbaren Kooperationsformen werden andererseits dringend gebraucht. Ein Reflexionsprozess ist eröffnet, der auf Positives zielt: bei den Teambesprechungen *aus Beispielen guter Praxis lernen*. Was lernt das Team von einer erfolgreichen Arbeit „auf Gegenseitigkeit“ mit Blick auf andere Situationen mit anderen Jugendlichen? Was folgt aus den bilanzierten Erfolgen heute für die Arbeit morgen? Was kann im Alltag noch getan werden, um das gewünschte Klima der Kooperation zu schaffen? Womit könnte das „therapeutische Milieu“ wechselseitigen Abhängigseins noch betont werden? Wo war man in der Gefahr, dem „roten Faden“ des Konzeptes untreu zu werden und sich einseitig zu bemühen? Wo konnte sich das alte Kraft raubende Konfrontationsmodell durch die Hintertür in den Alltag zurückschleichen?

Wenn es noch schwer fällt, die Aufmerksamkeit auf das Positive zu richten, wenn man noch Mühe hat, „strukturell andere“ Alternativen zum ständig drohenden Hickhack zu erkennen und sie dem Jugendlichen vorzuschlagen, wenn man sich schwer mit der Aufgabe tut, weniger störendes beziehungsweise erwünschtes Verhalten zu beschreiben, klare Funktionen im kooperativen Beziehungsverhältnis anzubieten, eine Struktur der Zusammenarbeit ohne Entgleisungen aufrecht zu erhalten, dann halte ich eine, um es mit *John Irving* im Boxerjargon zu sagen, entlinchende Beratung durch einen moderierenden „Externen“ für sinnvoll.

Wer in der Zusammenarbeit mit den Jugendlichen die Betonung auf die wechselseitige Anerkennung der beiderseitigen Leistungen legt, kann auch mit Blick auf die Arbeit im Hilfteam lernen und im nicht immer leichten Umgang mit den Kollegen und Kolleginnen vom Geist des Dialogs und der partnerschaftlichen Kooperation profitieren. Das Modell wechselseitigen Aufeinanderangewiesenseins strahlt ins Team aus. Wenn schließlich von „Jugendhilfe und Schule – Partner in Bildung und Erziehung“ die Rede ist, wenn von Kooperation die Rede ist, „dort, wo beide Seiten offen und ‚auf gleicher Augenhöhe‘ miteinander arbeiten und die jeweiligen Möglichkeiten der ‚anderen Seite‘ positiv bewerten“ (*Fonrobert* u.a. 2005, S. 11), ist man auf das Zusammenwirken mit anderen Berufsgruppen „auf gleicher Augenhöhe“ dank der kampflösen Arbeit mit der jungen Kundenschaft bereits bestens eingestimmt.

4. Kommentar und Fazit

Vom illustrativen Beispiel der Konzeptentwicklung in der stationären Einrichtung der Jugendhilfe nun noch einmal einen praxisphilosophischen Schritt

weiter voran zu einem abschließenden beispiel- und jugendhilfeübergreifenden Kommentar, mit dem ich mehrere konstruktive Beziehungsbewegungen herausstelle, die mit bewusst gewähltem Abhängigsein und einer Entscheidung pro Bündnisfähigkeit erleichtert werden. Im Rahmen der Jugendhilfe begegnen sich Jugendliche und ihre professionell Helfenden, in anderen Feldern Sozialer Arbeit treffen sich andere Laien und Profis. Beide Seiten versuchen, dieses Feld, diesen Rahmen in ihrem Sinne beziehungsweise in Anlehnung an das, was sie gewohnt sind, zu gestalten. Zur Professionalität der Helfenden gehört, dass sie einen Rahmen bewusst wählen, einen Kontext souverän gestalten, ein Setting vorgeben, ein Konzept besitzen. Sie wählen einen Rahmen, der Sozialität fördert, sie geben ein weiterhelfendes Setting vor, sie arbeiten mit einem Konzept, das konstruktive soziale Begegnungen erleichtert und belohnt.

Eine punktgenaue helfende Intervention ist in der Regel dringend vonnöten. Sie soll notwendig sein. Junge Menschen,

- ▲ die ihre eigene Gesundheit oder Situationen „von Mensch zu Mensch“ routiniert zerstören, so wie sie es von zu Hause kennen;
- ▲ die mit schlechtem Benehmen, das sie zum Beispiel ihren Mitschülerinnen und Mitschülern abschaut haben;
- ▲ die mit hässlichen, antisozialen Umgangsformen, die dem modernen Zeitgeist angeblich entsprechen;
- ▲ die sich früh der Selbsterstörung verschrieben haben, die nur bei diversen Formen von Suchtverhalten die Erfahrung machen, beachtet zu werden, die als Selbsterstörende bislang in ihrem fatalen Identitätsanspruch bestätigt werden;
- ▲ die für die schlechte Betragen sich als Steuerungsinstrument bewährt, sie alle treffen dann im Falle gelingender Sozialer Arbeit auf achtsame Fachkräfte, die sich der bislang durch nichts irritierten, fortgesetzten Zerstörung und der gewohnten Verwahrlosung in den Weg stellen und zu einem ganz anderen Handeln einladen.

Diese Fachkräfte bremsen die Abwärtsbewegung eingeschnürter oder verwilderter Selbstbehauptung und fordern ihre junge Kundschaft souverän und „mit innerer Sicherheit“ zu etwas Neuem heraus. Sie sind nie und nimmer einverstanden mit gewohnter Destruktivität. Sie wollen solcherart „Beziehung“ nicht „akzeptieren“. Sie bringen für dissoziales Agieren „null Toleranz“ mit. Sie arbeiten glaubwürdig, gelassen und authentisch am produktiven Dissens. Sie legen die erschreckend niedrige Schwelle höher und bieten ihrer an „finger food“ und Milchschnitte ge-

wöhnten Kundschaft in aller Ruhe ein alternatives höherschwelliges, prosoziales Handeln an, bei dem plötzlich alle, die sich darauf einlassen, mit konstruktivem, kommunikativem, freundlichem, respektvollem Verhalten beachtet und gewinnen werden, auch wenn es auf diesem Weg zur Sozialität Krisen geben wird und geben muss. Hier wirkt ein Dissens entwicklungsfördernd, nicht polarisierungsverwendend. Es gelingt eine gemeinsame Bewegung in die richtige Richtung, vom Abwärts zum Aufwärts.

„Weigerungen sind ja etwas denkbar Einfaches“ (Walser 1986, S. 133). „Ist ein Mund tief ins Nein gekommen, so kommt er schwer wieder zum Ja“, sagt ein altes Sprichwort. Motto: „Was immer es ist, ich bin dagegen.“ Diesem Motto folgen auch viele Jugendliche, die in die Jugendhilfe gelangen. Junge artikulationsschwache Menschen, die unterschiedslos und gewohnheitsmäßig zu allem in Serie „Nein“ sagen, die Erwartungen durchkreuzen, gewöhnt an irrelevante, folgenlose Kommunikation und festgelegt auf die trostlose Wiederkehr des immer Gleichen, kommen damit bei diesen Fachkräften nicht weiter. Deshalb nicht, weil diese nicht darauf anspringen. Und sie werden darüberhinaus von diesen Helfenden beharrlich und freundlich zum für sie ungewohnten „Ja“-Sagen eingeladen, werden sozial prämiert für ihr „Ja“.

Junge Menschen, in distanz- und fruchtlose Machtkämpfe verstrickt (in zudringlichen Beziehungen, die zu Eskalationsspiralen einladen), werden von professionellen Ja-Sagern unterbrochen. Ihre für sie normale dissoziale Routine wird entnormalisiert. Abwärts-Akteure bekommen ein ihre Ruhe störendes Angebot zur positiven Bewältigung einer Aufgabe. Es ist ein Alternativ-Angebot, an der handfesten Sache eine neue, überraschende Erfahrung zu machen, die nicht zur ach so leichten Fortsetzung des ewigen Machtkampfes in den Streit- und Stillstandsbindnissen benutzt/missbraucht werden kann, weil immer dann, wenn sie den alten Streit im Kontext der Jugendhilfe wiederaufführen wollen, ihr zum Kämpfen unbegabtes, kampfunfähiges Gegenüber schlapp macht. Sie bekommen eine Chance, sich mit dem eigenen Wohl zu identifizieren und ihre ersten „konstruktiven Ausreißer“, ihre (anfangs beunruhigenden) glücklichen Einfälle und „Abweichungen nach oben“ zuzulassen. „Keiner von uns allen könnte nicht auch ein anderer sein“ (Bloch in „Das Prinzip Hoffnung“). Es gelingt eine gemeinsame Bewegung vom Nein zum Ja, eine Umstimmung von Moll zu Dur.

Unerzogene, wenig konzentrationsfähige, kommunikativ blockierte, laute, unruhige junge Menschen,

die routiniert Widerworte geben und sich damit jede Chance zu einer neuen Information und veränderten Sichtweise verbauen, bekommen Fragen gestellt, die sie nur beantworten können, wenn sie über ihren Weg und ihre an der sozialen Realität gescheiterten Handlungsprämissen nachdenken – und Abstand gewinnen zu ihrer gewohnten, nur schwer zu überwindenden Verharmlosungs- und Legitimationsbarriere. Menschen, die sich salopp gesagt daran gewöhnt haben, immer die „Arschkarte“ zu ziehen und der „Loser“ zu sein, die sich mittels Tätowierung, grün gefärbten Haaren und Piercing selbst stigmatisieren, lernen jetzt dank veränderter Weichenstellung die so genannte Win-Win-Situation kennen, bei der alle, die sich dazu durchringen, nur gewinnen. Vom Minus-Spiel in der „Loser&Loser-Situation“ oder dem Null-Summen-Spiel zum Plus-Summen-Spiel: Junge Menschen, die es prima verstehen, auf Kosten anderer zu leben, Ichlinge, die eine Belastung, nicht jedoch belastbar sind, werden gekonnt dazu herausgefordert, *mit* anderen zu leben, kooperativ und sozial akzeptabel, mit weniger „Ich!“ und mehr „Wir“, unter gemeinsam anerkannten Bedingungen, werden zur Sozialisation und neuen Richtungsentscheidung herausgefordert und anerkannt für ihre ersten anstrengenden, schweren Schritte in die neue, dem Gewohnten entgegengesetzte Richtung. Es gelingt eine Bewegung vom dunklen Ich im Minus zum klaren Wir im Plus.

„Mit deinen Fehlern – keine Hast. Mach dich nicht leichtsinnigerweise daran, sie zu korrigieren. Was würdest du an ihre Stelle setzen?“ (Michaux 1991, S. 200). Meine Fragen an die Praxis lauten: Wer sieht die jungen Menschen als zurechnungsfähige Agierende, denen einiges zugemutet werden kann, von denen etwas erwartet werden darf, die zu veränderter konstruktiver Selbsttätigkeit aufgefordert und für diese Bewegung dann anerkannt werden? Wo sind die Fachkräfte, die das, was schon ist, nicht weitermachen, die den Kanon der seriellen Dissozialität stoppen, die diese Kontinuität unwillkommener Lebensgewohnheiten aufsprengen, indem sie unbeirrbar, souverän, mit innerer Sicherheit, eine schöne und gute Alternativmelodie einstudieren? Wo wird ein *Bündnis* mit den intakten prosozialen Ich-Funktionen der dissozialen Jugendlichen eingegangen, damit sie (beinahe notgedrungen) ihre Potenziale zu eigenem und allseitigem Nutzen lebensbejahend entfalten und Erfahrungen des Könnens machen? „Jede autonome Leistung unterscheidet sich psychodynamisch, also qualitativ, erheblich von einer abhängigen Leistung, die man unter fremder Anleitung oder gar für jemand anderen zu tun hat. Die Eigenleistung ist in der Regel viel befriedigender. Man ist

stolz auf sie, weil sie ein Zeichen der eigenen Fähigkeiten ist“ (Moeller 1996, S. 294). Es gelingt eine Bewegung von der Regression zur Progression.

Fazit: Unterschiedliche professionelle Handlungslogiken ermöglichen unterschiedliche Hilfeprozesse. Wer als bündnisfähige Sozialberufler den Arbeitsalltag in Kontexten wechselseitigen Aufeinanderangewiesenseins gestalten will, wer ein Klima der Kooperation anstrebt, wird leichter als andere Antworten auf die im letzten Abschnitt genannten Fragen an die Praxis kennen und beweglicher als andere konstruktiv-kooperative Beziehungsbewegungen mitvollziehen.

Anmerkung

1 Für hilfreiche Kommentare zu meinem Text danke ich Doris Peschel, Jörg Böhm und Alexander Mavroudis. Für die Inspiration danke ich Renate von Huebner.

Literatur

- Axelrod, R.:** Die Evolution der Kooperation. München 1988
- Benjamin, W.:** Aus dem Brecht-Kommentar. In: Gesammelte Schriften, Band II. Frankfurt am Main 1977, S. 506-510
- DeShazer, S.:** Noch einmal: Widerstand. In: Zeitschrift für systemische Therapie 2/1990, S. 76-80
- Engelhardt, D. von:** Krankheit, Schmerz und Lebenskunst. München 1999
- Fisch, R.; u.a.:** Strategien der Veränderung. Stuttgart 1987
- Fonrobert, U.; u.a.:** Aus Erfahrungen lernen. In: Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.): jugendhilfe & schule inform 2/2005
- Freud, S.:** Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Frankfurt am Main 1977
- Goffman, E.:** Stigma. Frankfurt am Main 1980
- Kleve, H.:** Zwei Logiken des Helfens. In: Soziale Arbeit 6/2003 S. 220-227
- Lichtenberg, G.Ch.:** Krokodile im Stadtgraben. Frankfurt am Main/Leipzig 2000
- Meerkamp, R.:** Der Sozialtechniker braucht kein Arbeitsbündnis. In: Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.): Jugendsozialarbeit inform 2/2002
- Meerkamp, R.:** Aufmerken, Hinsehen, Nachdenken bei Wahrnehmungsfällen im Alltagsleben. Köln 2003
- Michaux, H.:** Gong bin ich. Leipzig 1991
- Moeller, M.L.:** Selbsthilfegruppen. Reinbek 1996
- Platon:** Sämtliche Werke 1. Reinbek 1963
- Simon, F.B.:** Unterschiede, die Unterschiede machen. Berlin 1988
- Spiegel, H. von; u.a.:** Qualitätsstandards Offener Jugendarbeit selbst bestimmen oder übernehmen? In: deutsche jugend 6/2002
- Stierlin, H.:** Das Tun des einen ist das Tun des andern. Frankfurt am Main 1978
- Walser, R.:** Wenn Schwache sich für stark halten. Zürich 1986
- Wedekind, E.:** Beziehungsarbeit. Frankfurt am Main 1986
- Willi, J.:** Die Zweierbeziehung. Reinbek 1990

Lawrence Kohlberg und Soziale Arbeit

Meike Weihermann; Michael Wessels

Zusammenfassung

Es gibt eine seit Jahren andauernde Debatte um die Praxisrelevanz des *Kohlbergschen* Stufenmodells zur Entwicklung der menschlichen Moral. Dieser Artikel beschreibt *Kohlbergs* sechs Stufen der menschlichen Moral und zeigt die Möglichkeiten und Grenzen der Anwendung in der täglichen Praxis der Sozialen Arbeit auf. Diese Entwicklungsstufen der Moral können für die schnelle Einschätzung moralischer Wertvorstellungen hilfreich sein.

Abstract

There is an ongoing debate on the relevance of *Kohlbergs* model about the development of human morality. This article describes Kohlbergs six steps of development of human morality and shows limits and options of his model in daily practice of social work. These stages of development can be helpful in swift ratings of moral values.

Schlüsselwörter

Soziale Arbeit - Ethik - Moral - Bewertung - Modell - Praxis - Handlungskompetenz

1. Einleitung

Täglich entscheiden Menschen, was gut oder schlecht, bewerten, was richtig oder falsch ist, und erfahren sich so – bewusst oder unbewusst – als moralisch Handelnde (*Engelke* 2003). Von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern wird „moralische Integrität“ in hohem Maße erwartet, damit deren Klientel ein vertrauensvolles Verhältnis zu ihnen aufbauen kann (*Lüssi* 2001). Sie sollen „allen Rat- und Hilfesuchenden die bestmögliche Unterstützung bieten“ (*IFSW* 2005). Um der Klientel die bestmögliche Beratung zukommen lassen zu können, kann es für die Fachleute hilfreich sein, diese in feststehende moralische Handlungsmuster einzuordnen, um deren Standpunkte besser verstehen zu können. Im Folgenden wird untersucht, inwieweit die *Kohlbergschen* Stufen eine Relevanz für die tägliche Praxis der Sozialarbeit haben.

2. Das Stufenmodell nach Kohlberg

Kohlberg entwickelte ein differenziertes Stufenmodell mit drei Hauptniveaus und sechs Stadien moralischen Verhaltens, das auf einem dreistufigen Modell zur Moral nach *Piaget* aufgebaut ist (*Stangl* 2004). *Piagets* Modell beinhaltet zunächst die Stufe des einfachen *moralischen Moralismus*, in der alles, was

nicht bestraft wird, erlaubt ist und alles, was bestraft wird, verboten ist. Die zweite Stufe beschreibt die *heteronome fremdbestimmte Moral*, in der erlaubt ist, was andere gutheißen. Die dritte Stufe *Piagets* umfasst die *autonome Moral*, in der es sich um eine selbstbestimmte Beurteilung des Verhaltens handelt.

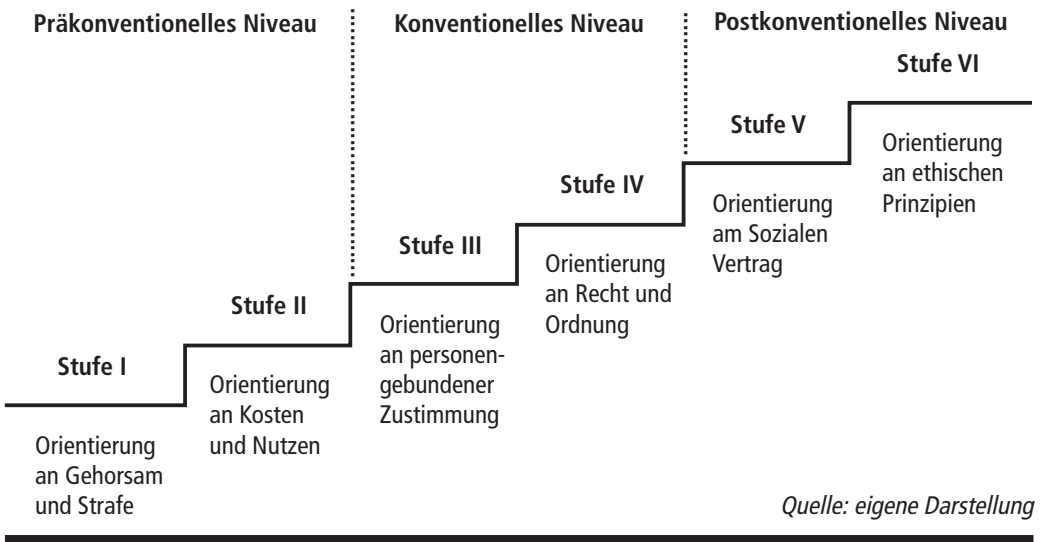
Empirische Grundlage *Kohlbergs* war eine Untersuchung an 72 Chicagoer Jungen im Alter von zehn bis 16 Jahren. Anhand von Argumentationen zu dargestellten Dilemmageschichten kam *Kohlberg* mit Hilfe klinischer Interviews zu der Stufenabfolge moralischer Entwicklung. Er legte Kindern und Jugendlichen hypothetische moralische Konfliktsituationen vor und ordnete die Reaktionen dann den Stufen beziehungsweise Stadien zu. Er beabsichtigte, durch die Beschreibung der Ontogenese, also der Entstehung und Entwicklung des Gerechtigkeitsdenkens, diese theoretisch und empirisch zu erklären (*Wagner* 2005).

Zentraler Bestandteil der *Kohlbergschen* Moralerziehung in der Praxis war die Initiierung von „Just Community-Gruppen“, also „gerechten Gemeinschaften“, in denen Gerechtigkeit das Leitprinzip sein sollte. Die moralische Entwicklung erfolgte durch moralisches Entscheiden und Handeln, zum Beispiel durch das Diskutieren gestellter Dilemmasituationen (*Higgins* 1987).

Die Stufen eins bis drei werden vom Menschen im Laufe seiner normalen kognitiven Entwicklung erreicht. Die dritte Stufe wird etwa im Alter von dreizehn Jahren erlangt. Die Stufen vier bis sechs werden nicht automatisch erreicht, viele Menschen kommen nicht über die vierte Stufe hinaus (*Zimbardo* 1992, S. 79). Eine Korrelation des Erreichens einer Stufe mit dem Lebensalter ist nicht zwingend.

Nach *Kohlberg* sind Moralstufen Strukturen moralischen Urteilens oder Denkens, wobei diese Strukturen moralischen Urteilens vom Inhalt moralischer Urteile zu unterscheiden sind. Als Beispiel zur Abgrenzung von moralischem Inhalt und moralischer Struktur kann ein Dilemma zum Thema „stehlen“ oder „nicht stehlen“ dienen. Die von den Befragten gutgeheißene Wahl (stehlen oder nicht) ist der Inhalt ihres moralischen Urteils. Die Art, wie sie diese Wahl begründen, definiert die Stufe ihres Urteilens. Was finden die Personen an dem moralischen Thema wertvoll, und warum? Nach *Kohlbergs* Verständnis ist ein reifes moralisches Urteil eine notwendige Bedingung für reifes moralisches Handeln. Moralischen Prinzipien kann nicht gefolgt werden, ohne dass sie verstanden werden (*Kohlberg* 1987).

Stufen der Moralentwicklung nach Kohlberg



2.1 Das präkonventionelle Niveau

Das erste Niveau nach *Kohlberg* ist das präkonventionelle beziehungsweise prämorale Niveau. Ein Kind reagiert auf diesem Niveau auf Grund kultureller Regeln und nimmt eine Bewertung in „gut“ oder „schlecht“ beziehungsweise „richtig“ oder „falsch“ vor. Diese Begriffe interpretiert es anhand der Folgen seiner Handlungen, beispielsweise dem Austausch von Gefälligkeiten, dem Erhalt von Strafe oder Belohnung, und damit in einer hedonistischen beziehungsweise materiellen Auslegung. Hedonismus meint in diesem Zusammenhang die philosophische Lehre, in der das höchste ethische Prinzip das Streben nach Sinneslust ist. Mit Sinn gefüllt werden die Kategorien (gut oder schlecht) durch die Autorität derjenigen, die diese Regeln aufstellen, bei einem Kind in der Regel durch die Eltern (*Kohlberg* 1996). Das präkonventionelle Niveau ist in folgende Stufen unterteilt:

▲ **Stufe I: Orientierung an Strafe und Gehorsam:** Die materiellen Folgen einer Handlung bestimmen, ob sie gut oder böse, richtig oder falsch ist, ungeachtet des realen Wertes für den Menschen. Die physischen Konsequenzen, nicht aber die soziale Bedeutung, spielen demnach eine Rolle. Das Vermeiden von Strafe und die unkritische Unterordnung unter Macht gelten als erstrebenswert. Sie sind um ihrer selbst Willen wichtig und erfolgen aus hedonistischem Antrieb (*ebd.*). Die soziale Perspektive dieser Stufe ist durch egozentrische Strafvermeidung charakterisiert. Die Handelnden nehmen keine Rücksicht auf die Interessen anderer und erkennen nicht, dass sie sich von ihren eigenen unterscheiden können. Handlungen werden nicht nach den ihnen zu Grunde liegenden Intentionen beurteilt, sondern vielmehr nach ihren direkten Auswirkungen auf die eigene Person (*ebd.*).

gen werden nicht nach den ihnen zu Grunde liegenden Intentionen beurteilt, sondern vielmehr nach ihren direkten Auswirkungen auf die eigene Person (*ebd.*).

▲ **Stufe II: Orientierung an Kosten und Nutzen:** Eine richtige Handlung zeichnet sich auf dieser Stufe dadurch aus, dass sie instrumentell zur Befriedigung eigener Bedürfnisse und bei Gelegenheit auch der Bedürfnisse anderer dient (*ebd.*). Zwischenmenschliche Beziehungen werden als Marktbeziehungen beziehungsweise Handelsgeschäfte angesehen. Grundzüge von Fairness, Gegenseitigkeit und Gleichverteilung sind ansatzweise vorhanden, werden jedoch immer materiell oder physisch interpretiert. Gegenseitigkeit ist hier eine Frage von „eine Hand wäscht die andere“, nicht von Loyalität, Dankbarkeit oder Gerechtigkeit (*Kohlberg* 1987). Die soziale Perspektive ist durch eine konkrete individualistische Ausrichtung gekennzeichnet. Es liegt bereits die Einsicht vor, dass sich unterschiedliche Interessen konträr gegenüberstehen können, sodass Gerechtigkeit aus Sicht des Individuums relativ wird (*Kohlberg* 1996).

2.2 Das konventionelle Niveau

Auf diesem zweiten Niveau wird als wertvoll erachtet, den Erwartungen der eigenen Familie, der Gruppe oder Nation zu entsprechen unabhängig davon, welche Konsequenzen sich hieraus ergeben. *Kohlberg* führt aus, dass diese Haltung nicht allein einer Konformität mit den Erwartungen und der sozialen Ordnung entspringt, sondern die Loyalität gegenüber einer Person oder Gruppe sowie das aktive Bemühen zeigt, eine soziale Ordnung zu erhalten, zu

unterstützen, zu rechtfertigen und sich mit den entsprechenden Personen oder der Gruppe zu identifizieren (*ebd.*). Das konventionelle Niveau ist unterteilt in:

▲ *Stufe III: Orientierung an personengebundener Zustimmung:* Als richtiges Verhalten wird gewertet, „was anderen Menschen gefällt, ihnen hilft oder deren Zustimmung findet“ (*ebd.*, S. 52). Kohlberg beschreibt diese Stufe als „gekennzeichnet durch ein hohes Maß an Konformität gegenüber stereotypen Vorstellungen von mehrheitlich für richtig befundenem beziehungsweise ‚natürlichem‘ Verhalten“. Erstmalig wird es auf dieser Stufe als wichtig empfunden, etwas gut zu meinen. Verhalten wird demnach nach seiner Absicht beziehungsweise Intention beurteilt (Kohlberg 1987). In der sozialen Perspektive dieser Stufe erkennt das Individuum, dass es in Beziehung zu anderen steht. Gemeinsame Gefühle und Interessen erhalten Vorrang vor individuellen Interessen (Kohlberg 1996). In dieser Perspektive steht Gemeinnutz vor Eigennutz.

▲ *Stufe IV: Orientierung an Recht und Ordnung:* Den Orientierungsrahmen dieser Stufe bilden Autorität, festgelegte Regeln sowie die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung. Wer seine Pflicht tut, Respekt vor Autorität zeigt und für die gegebene soziale Ordnung um ihrer selbst Willen eintritt, zeigt richtiges Verhalten (Kohlberg 1987). Hier ist die soziale Perspektive die Systemperspektive. Die Handelnden beziehen den Standpunkt des Systems, das die Regeln festlegt. Individuelle oder Gruppeninteressen werden nicht berücksichtigt (Kohlberg 1996).

2.3 Das postkonventionelle Niveau

Auf dem postkonventionellen/autonomen beziehungsweise prinzipienorientierten Niveau besteht das Bestreben, moralische Werte und Normen zu bestimmen, die gültig und anwendbar sind, ohne abhängig zu sein von der Autorität der Gruppen und Personen, die diese Prinzipien vertreten und ohne abhängig zu sein von der eigenen Identifikation mit diesen Gruppen (*ebd.*). Das postkonventionelle Niveau ist ebenfalls in zwei Stufen unterteilt:

▲ *Stufe V: Orientierung am Sozialen Vertrag:* Die legalistische Orientierung beziehungsweise Orientierung am Sozialen Vertrag ist im Allgemeinen mit utilitaristischen Zügen verbunden. Der Utilitarismus bewertet die Richtigkeit einer Handlung nach allgemeinen Individualrechten und Standards, die nach kritischer Prüfung von der Mehrheit der Gesellschaft getragen werden. Man ist sich der Relativität persönlicher Werte und Meinungen bewusst und dem-

entsprechend wird Wert auf Verfahrensregeln zur Konsensfindung gelegt. Außerhalb dessen, was verfassungsmäßig gilt beziehungsweise konstitutionelle und demokratische Übereinkunft ist, ist das Recht eine Angelegenheit persönlicher Wertsetzungen und Meinungen (Kohlberg 1987). Es wird folglich der „legale Standpunkt“ betont, hierbei aber nie die Möglichkeit ausgeschlossen, das Gesetz auf Grund rationaler sozialer Nützlichkeitsabwägungen ändern zu können. Dies ist der zentrale Punkt, der über die Stufe IV hinausgeht, in der die rigide Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung charakteristisch ist. Außerhalb des gesetzlich festgelegten Bereichs basieren Verpflichtungen auf Absprachen und Verträgen. Die gesamtgesellschaftliche Orientierung charakterisiert hier die soziale Perspektive. Das Individuum ist sich Werten und Regeln bewusst, die Verträgen und sozialen Bindungen übergeordnet sind. Es werden moralische sowie legale Gesichtspunkte beachtet, jedoch auch die Schwierigkeit gesehen, Gegensätze zu integrieren (Kohlberg 1996).

▲ *Stufe VI: Orientierung an ethischen Prinzipien:* Recht wird festgelegt durch bewusste Gewissensentscheidung im Einklang mit selbst gewählten ethischen Prinzipien, die sich darauf berufen, logisch, universell, umfassend und konsistent zu sein. Diese Prinzipien sind abstrakt, moralphilosophisch und ethischer Natur und stellen nicht konkrete Regeln dar, wie zum Beispiel die zehn Gebote (Kohlberg 1987). Im Kern handelt es sich um universelle Prinzipien der Gerechtigkeit, Gegenseitigkeit und Gleichheit der Menschenrechte und des Respekts vor der Würde des Menschen als individueller Person (Kohlberg 1996). Beispielhaft kann der kategorische Imperativ nach Kant angeführt werden. Dieser besagt, jeder solle nach der Maxime handeln, von der er wollen könne, dass sie ein allgemeines Gesetz werde (Höffe 2000). In der sozialen Perspektive bestimmt der moralische Standpunkt die Gesellschaftsordnung. Das rationale Individuum erkennt die Moralität an und sieht, dass jeder Mensch einen Zweck in sich selbst trägt und entsprechend behandelt werden sollte (Kohlberg 1996).

2.4 Kohlbergs Modifikationen

Kohlberg modifizierte seine Stufenhierarchie wiederholt. Als Differenzierung des Stufenmodells führte er A- und B-Unterstufen der Stufen zwei bis fünf ein. Die B-Unterstufen stellen hier eine reifere Version dar als die A-Unterstufen. Typ B ist mehr an Fairness, Gerechtigkeit und dem Selbstideal orientiert, während Typ A sich eher an Nutzenkonsequenzen und Regeln orientiert. Personen mit B-Orientierung fühlen sich mehr als Typ A-Personen verpflichtet,

übereinstimmend mit ihrem moralischen Urteil zu handeln (*Heidbrink* 1992).

Darüber hinaus wurde über die Einführung einer Stufe VII diskutiert. Diese empirisch nicht belegte Stufe stellt eine kosmische Perspektive, nicht eine universell-humanistische Perspektive wie in Stufe VI dar, in der eine religiöse Orientierung zu Grunde gelegt wird. Der Mensch sieht sich als Teil einer kosmischen Bewegung, die soziale Normen transzendiert, das heißt in eine übersinnliche beziehungsweise übernatürliche Dimension überträgt (*Zimbardo* 1992).

2.5 Exkurs: Das „Heinz-Dilemma“

Zur Verdeutlichung von *Kohlbergs* Methodik, die zur Konstruktion seiner Stufen führte, wird an dieser Stelle exemplarisch ein Dilemma angeführt. Als Dilemma bezeichnet *Kohlberg* eine Zwangslage, in der zwischen zwei Möglichkeiten entschieden werden muss, die beide zu negativen Konsequenzen führen (*Heidbrink* 1992). *Kohlbergs* bekanntestes Dilemma ist das „Heinz-Dilemma“: Es handelt von Heinz, dessen Ehefrau an einer besonderen Krebsart leidet und im Sterben liegt. Es gibt nur eine Medizin, die diese Frau vielleicht retten könnte. Der Apotheker verlangt 2 000 Dollar für ein Medikament, das in der Herstellung lediglich 200 Dollar kostet. Heinz versucht bei Freunden und Behörden Geld aufzutreiben, bekommt aber nur 1 000 Dollar zusammen. Er bittet den Apotheker, ihm in Anbetracht des Zustandes seiner Frau die Medizin günstiger zu geben. Dieses lehnt der Apotheker jedoch ab. Heinz hat alle legalen Möglichkeiten, Geld zu beschaffen, ausgeschöpft. In seiner Verzweiflung überlegt er nun, in die Apotheke einzubrechen. Um eine Diskussion über Moral zu entfachen, stellte *Kohlberg* verschiedene Fragen zu diesem Dilemma. Beispielhaft werden die folgenden Fragen angeführt (*Kohlberg* 2000), die getroffenen Entscheidungen der Befragten, wie Heinz handeln sollte, können jeweils unterschiedlichen moralischen Stufen zugeordnet werden (*Heidbrink* 1992):

- ▲ Sollte Heinz das Medikament stehlen? Warum oder warum nicht?
- ▲ Wenn Heinz seine Frau nicht liebt, sollte er das Medikament stehlen?
- ▲ Bedeutet es einen Unterschied, ob er seine Frau liebt oder nicht? Warum oder warum nicht?
- ▲ Ist es wichtig, dass Menschen alles versuchen, was sie können, um das Leben eines anderen zu retten? Warum oder warum nicht?
- ▲ Es ist illegal, wenn Heinz einbricht. Ist es deshalb moralisch falsch? Warum oder warum nicht?
- ▲ Was wäre das Verantwortungsvollste, was Heinz tun könnte?

3. Grenzen und Möglichkeiten von *Kohlbergs* Modell

Um die Gültigkeit des *Kohlbergschen* Stufenmodells wird eine anhaltend kontroverse Diskussion geführt. Kritik an seinem Modell bezieht sich unter anderem auf

- ▲ die Objektivierbarkeit von Moral,
- ▲ eine differenzierte Moral der Geschlechter,
- ▲ externe Einflüsse auf die individuelle Moral und
- ▲ moralische Erziehung in der schulischen Praxis.

Heidbrink (1992) wirft die Frage auf, ob es zulässig ist, die moralische Stufe anderer Menschen zu diagnostizieren und einen moralischen Qualitätsunterschied zu unterstellen. Eine höhere Moralstufe dürfe nicht als eine bessere gelten. Er weist darauf hin, dass der Wert eines Menschen im absoluten Sinne einfach sein Wert als Mensch sei, unabhängig davon, was er ist, denkt und tut (*ebd.*). *Kohlberg* ging es jedoch nicht darum, einen Menschen „in eine Schublade zu stecken“. Er war davon überzeugt, dass Menschen auf allen Stufen aufrichtig an Gerechtigkeit und Rechtmäßigkeit interessiert sind (*Wagner* 2005). So bleibt auch in *Kohlbergs* Modell ausreichend Raum, individuellen Moralansprüchen gerecht zu werden.

Hutchison (2003) beschreibt die Kritik *Gilligans* an *Kohlbergs* These, nach der Frauen die Stufe sechs nicht so oft erreichen wie Männer. Mit der Kritik *Gilligans* hat sich *Kohlberg* selbst wiederholt auseinander gesetzt. Er bestreitet jedoch einen strukturellen Unterschied zwischen weiblicher und männlicher Moral (*Hutchison* 2003). Dennoch wird heute verstärkt darauf geachtet, dass die in moralpsychologischen Untersuchungen diskutierten Dilemmata aus geschlechtsneutralen Lebensbereichen stammen (*Gesellensetter* 2004).

Der Einfluss anderer Personen und Erziehungsstile auf die individuelle Moralentwicklung ist nach *Kohlberg* ausgeschlossen, muss aber als erwiesen angesehen werden. Empirische Untersuchungen zeigen, dass die moralische Atmosphäre beziehungsweise das moralische Klima einer Gruppe oder Institution maßgeblich für die moralische Entscheidungsfindung ist (*Batisweiler* 2004). Diese Kritik ist jedoch nicht so fundamental, dass *Kohlbergs* Modell jegliche Bedeutung abgesprochen werden könnte. Vielmehr behalten die Stufen *Kohlbergs* ihre Gültigkeit, unabhängig davon, wodurch die Moral einer Person oder Institution jeweils beeinflusst wird. Bei einer Einordnung in *Kohlbergs* Stufenmodell wird das Ergebnis der Einflüsse sichtbar gemacht, nicht deren Herkunft. Ein Abgleich moralischer Standpunkte und

Fähigkeiten mit *Kohlbergs* Stufenmodell ist eine aktuelle Standortbestimmung, auf welchem moralischen Niveau sich eine Person befindet. Dieser Standort ist schließlich der Ausgangspunkt sozialarbeiterischen Handelns.

Oser führt aus, dass individuelle Moralvorstellungen durch Moralerziehung beeinflusst werden können. Er kritisiert *Kohlbergs* Modell lediglich in Bezug auf die praktische moralische Erziehung in Schulen. Moralerziehung könne zwar in außerschulischen Kursen durch Dilemmata-Diskussionen oder die Einrichtung von „Just-Communities“ erfolgen, nicht jedoch im Schulalltag praktiziert werden (*Oser* 1987).

Außerschulische Moralerziehung wird durch Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter im Rahmen der Kinder- und Jugendarbeit, beispielsweise in Gruppenarbeit zur Berufsfindung, geleistet. Hier könnte *Kohlbergs* Modell Anwendung finden, um verschiedene Moralstufen zu verdeutlichen. Den Jugendlichen kann anhand des Modells aufgezeigt werden, dass es unterschiedliche Moralstufen gibt. Moral ist kein Wert an sich, sondern von verschiedenen Einflussfaktoren wie Intelligenz, Lebensalter und sozialer Entwicklung abhängig. Dilemmata-Diskussionen können dazu beitragen, eine höhere Moralstufe zu erreichen (*Wagner* 2005).

Der elementare Vorteil des *Kohlbergschen* Stufenmodells für die Soziale Arbeit liegt darin begründet, dass es die Existenz unterschiedlicher moralischer Standpunkte aufzeigt. Menschen und ganze Institutionen, wie beispielsweise Wirtschaftsunternehmen, Behörden oder Vereine bewegen sich auf unterschiedlichen Moralstufen (*ebd.*). Im täglichen Umgang miteinander sollte dies berücksichtigt werden. Entscheidungen, die in identischen Situationen auf unterschiedlichen moralischen Stufen getroffen werden, können unterschiedlich ausfallen.

In Beratungsgesprächen dürfen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter unter keinen Umständen ihre persönlichen Moralvorstellungen als Maßstab für die Klientel voraussetzen (*ebd.*). Die individuellen Moralvorstellungen der Klientinnen und Klienten müssen in jedem Beratungsgespräch Berücksichtigung finden. Eine ausschließlich subjektive Beurteilung der Moralvorstellungen der Klientel durch die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter ist nicht ausreichend.

Um den Klientinnen und Klienten die von der International Federation of Social Workers (IFSW) geforderte bestmögliche Beratung zukommen lassen zu

können, ist eine objektive Beurteilung ihrer moralischen Vorstellungen erforderlich (*IFSW* 2005). Für eine solche objektive Beurteilung ist Voraussetzung, dass feststehende objektivierbare Kriterien existieren, die das Ergebnis einer Beurteilung nachvollziehbar und überprüfbar machen. Objektive Kriterien tragen in diesem Zusammenhang zur Schaffung von Transparenz in Entscheidungs- und Beurteilungsprozessen bei. Mit seinem Stufenmodell hat *Kohlberg* einen normativen Rahmen geschaffen, der eine objektive Beurteilung moralischer Standpunkte und Fähigkeiten möglich macht. Er hat in seinen Entwicklungsstufen der Moral das Lebensalter, die Intelligenz und die soziale Entwicklung berücksichtigt (*Kohlberg* 1996).

Gerade beim Erstkontakt in Beratungsgesprächen ist eine möglichst präzise Beurteilung vonnöten, wird jedoch auf Grund enger zeitlicher Grenzen nicht immer bis in ausreichende Tiefe erfolgen können. Daher ist im Rahmen eines Erstkontaktes eine moralische Einschätzung anhand objektiver Kriterien sinnvoll. Dies schafft die Grundlage für ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen den Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern und ihrer Klientel. Nur wenn die Klientinnen und Klienten das Gefühl haben, dass ihre Situation von den Beratenden verstanden wird, werden sie Rat und Unterstützung annehmen.

Im Rahmen einer Konfliktberatung ist Vertrauen von existenzieller Bedeutung. Nur dann können die Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen im Rahmen der von den Klienten übertragenen moralischen Handlungslegitimation tätig werden, ohne ihre Grenzen zu überschreiten (*Lüssi* 2001). Um diese Legitimation abschätzen zu können, müssen die Beratenden beurteilen, unter welchen moralischen Rahmenbedingungen die Klientel diese Legitimation erteilt.

Der Deutsche Berufsverband für Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Heilpädagogik (DBSH) e.V. hält in seiner „Qualitätsbeschreibung Sozialprofessioneller Beratung“ fest, dass die unmittelbare Verantwortung für die konkrete Umsetzung, die unmittelbare Entscheidung über die einzelnen Schritte und Verfahren bei den Beratenden liegt. Um eine adäquate Beratung durchführen zu können, müssen die Beraterinnen und Berater Zugang zu den Wertvorstellungen der jeweiligen Zielgruppe erlangen (*DBSH* 2005). Dazu ist es erforderlich, diese Wertvorstellungen identifizieren und einordnen zu können. Die Beratenden müssen die Klientinnen und Klienten an ihrem jeweiligen moralischen Standort abholen. Hierfür ist eine objektive Standortbestimmung Voraussetzung. Vor diesem Hintergrund erscheint die Anwendung

eines Modells zur Visualisierung moralischer Standpunkte in der Praxis der Sozialen Arbeit sinnvoll und hilfreich. **Kohlbergs** Modell stellt den Versuch dar, ein möglichst weit reichendes Modell zur Objektivierung moralischen Handelns zu entwickeln. Dennoch lässt es den Beratenden, trotz des normativen Rahmens, ausreichend Raum, auf die individuellen Bedürfnisse ihrer Klientel einzugehen. Die Beurteilung moralischer Fähigkeiten kann anhand objektiver Kriterien erfolgen. Die auf ihr aufbauende Beratung muss stets auf die individuellen Bedürfnisse der Klienten und Klientinnen eingehen.

Freilich wird ein solches Modell niemals Anspruch auf Absolutheit erheben können. Dennoch kann es ein hilfreicher Leitfaden zur Orientierung sein. Durch die Darstellung der Stufenabfolge werden unterschiedliche moralische Wertvorstellungen nachvollziehbar und damit in der Praxis handhabbar gemacht. Auf Grund seiner Vereinfachung besitzt **Kohlbergs** Modell aber keine Allgemeingültigkeit. Es ist kein „Lex generalis“ und darf nicht unkritisch übernommen werden. Vielmehr ist es für den Einzelfall zu hinterfragen und individuell anzupassen. Die Anwendenden müssen sich stets der Grenzen und Schwächen dieses Modells bewusst sein.

Literatur

- Batisweiler**, Georgia: Kritikpunkte an Kohlbergs Theorie. <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/MORALISCHEENTWICKLUNG/default.shtml>, 29.12.2004
- DBSH**, Deutscher Berufsverband für Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Heilpädagogik e. V.: Qualitätsbeschreibung Sozialprofessionelle Beratung. www.dbsh.de/html/hauptteil_beratung.html, 11.8.2005
- Engelke**, Ernst: Die Wissenschaft Soziale Arbeit. Werdegang und Grundlagen. Freiburg im Breisgau 2003
- Gesellensetter**, Ralph: Moralentwicklung. Kritiken, Erweiterungen und Alternativen zur Kohlberg-Theorie. <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/MORALISCHEENTWICKLUNG/Gesellensetter.shtml>, 29.12.2004
- Heidbrink**, Horst: Gerechtigkeit. Eine Einführung in die Moralphyschologie. München 1992
- Higgins**, Ann: Moralische Erziehung in der Gerechte-Gemeinschaft-Schule. Über schulpraktische Erfahrungen in den USA. In: Lind, Georg; Raschert, Jürgen (Hrsg.): Moralische Urteilsfähigkeit. Eine Auseinandersetzung mit Lawrence Kohlberg. Weinheim/Basel 1987
- Höffe**, Otfried: Immanuel Kant. München 2000
- Hutchison**, Elizabeth D: Dimensions of Human Behavior. Person and Environment. London/New Delhi 2003
- IFSW**, International Federation of Social Workers: Ethische Grundlagen der Sozialen Arbeit. Prinzipien und Standards. www.dbsh.de/Internationale_Ethik.Doc, 29.8.2005
- Kohlberg**, Lawrence: Moralische Entwicklung und demokratische Erziehung. In: Lind, Georg; Raschert, Jürgen (Hrsg.): a.a.O.
- Kohlberg**, Lawrence: Die Psychologie der Moralentwicklung. In: Althof, Wolfgang u.a. (Hrsg.): Beiträge zur Soziogenese der Handlungsfähigkeit. Frankfurt am Main 1996

- Kohlberg**, Lawrence: Die Psychologie der Lebensspanne. In: Althof, Wolfgang u.a. (Hrsg.): Beiträge zur Soziogenese der Handlungsfähigkeit. Frankfurt am Main 2000
- Lüssi**, Peter: Systemische Sozialarbeit. Praktisches Lehrbuch der Sozialberatung. Bern/Stuttgart/Wien 2001
- Oser**, Fritz: Möglichkeiten und Grenzen der Anwendung des Kohlberg'schen Konzepts der moralischen Erziehung in unseren Schulen. In: Lind, Georg; Raschert, Jürgen (Hrsg.): a.a.O.
- Stangl**, Werner: Die Moralische Entwicklung. <http://arbeitsblaetter.stanglaller.at/MORALISCHEENTWICKLUNG/default.shtml>, 29.12.2004
- Wagner**, Wolf: Theorie und Empirie der Moralentwicklung. www.fh-erfurt.de/so/wagner/ethikweberbisgilligan.ppt, 10.1.2005
- Zimbardo**, Philip G.: Psychologie. Berlin 1992

Sozialarbeitswissenschaft – transmodern und transdisziplinär?

Jenö Bango

Zusammenfassung

Der Autor versucht, die Sozialarbeitswissenschaft mit neuen Semantiken zu umschreiben. Transmodernität und Transdisziplinarität werden als postnormale Wissenschaftlichkeit hypostasiert. Diese Begriffe könnten uns dazu verhelfen, die neueren Komplexitäten der schnell wechselnden sozialen Realitäten sozialarbeiterisch zu analysieren.

Abstract

The author attempts to circumscribe the science of social work with new semantics. Transmodernity and transdisciplinarity are hypostated as a form of post-normal sciences. These concepts can help us to analyse the new complexities of the rapidly changing social reality from the viewpoint of the social work.

Schlüsselwörter

Sozialarbeit - Wissenschaft - Globalisierung - Systemtheorie - international

Einleitung

Die zwei Adjektive im Titel des Aufsatzes klingen ungewöhnlich und fremd für die Beobachtenden der Sozialarbeitswissenschaft. Um diese Ungewöhnlichkeit und meine Unsicherheit bei der Benutzung dieser Neologismen zu unterstreichen, habe ich den Titel mit einem Fragezeichen versehen. Die Fachausdrücke „postmodern“ und „interdisziplinär“ sind mittlerweile auch bei Praktikern und Praktikerinnen wohlbekannt, dagegen benötigen die Wörter „transmodern“ und „transdisziplinär“ noch eine Erklärung und eine Akzeptanz. Es ist also zu prüfen, ob bei der Anwendung dieser Neologismen ein Erkenntnisgewinn für die Sozialarbeitswissenschaft zu erzielen ist.

In der soziologischen Fachliteratur ist eine Art „Postismus“ zu beobachten, der auch in der Sozialarbeitswissenschaft zu verzeichnen ist. Der Amerikaner *Daniel Bell* meint, dass das Gefühl, in einem Interregnum zu leben, in der Soziologie im weit verbreiteten Gebrauch des Präfixes „post“ oder „nach“ als Mittel zur Charakterisierung unserer Zeit einen aufschlussreichen Niederschlag gefunden habe. „Alles in allem habe ich achtzehn verschiedene Verwendungen des Ausdrucks „post“ zur Kennzeichnung irgendeiner neuen Phase in der Gesellschaft gefunden“ (*Bell* 1975, S. 122). Schon früher schrieb *Alain Touraine* von der postindustriellen Gesellschaft als Zeitdiagnose der 1960er-Jahre: „Vor unseren Augen ent-

stehen Gesellschaften einer neuen Typs. Man wird sie postindustrielle Gesellschaften nennen, wenn man die Entfernung kennzeichnen möchte, die sie von den Industriegesellschaften trennt“ (*Touraine* 1969, S.1).

Mit dem Präfix „trans“ signalisiere ich eine Bewegung in Raum und Zeit, und nicht eine stabile, etablierte Position. Ich verwende ein alltägliches Beispiel oder eine Metapher, wodurch meiner Meinung nach die Transmodernität und die Transdisziplinarität deutlich werden. Denken wir zum Beispiel an den transsibirischen Express, dann empfinden wir nicht nur die Zeit – die Reise mit diesem Zug durch das Land dauert etwa eine Woche –, sondern auch die Entfernung, die unendlichen Räume Sibiriens werden spürbar. Es ist ein soziales Zeit-Raum-Kontinuum, das hier metaphorisch verdeutlicht wird. Im Einsteinjahr 2005 sei diesbezüglich ein solcher Hinweis auf die Relativitätstheorie erlaubt.

Zum Begriff der Transmoderne

Enrique Dussel, eigentlich ein „Theologe der Befreiung“, beschreibt die Transmoderne als eine Zeit, „in der sich die Moderne sowie ihr negiertes Anderes (die Opfer) im Prozess eines wechselseitigen kreativen Austauschs gemeinsam realisieren. Transmoderne (als Projekt einer politischen, ökonomischen, ökologischen, erotischen, pädagogischen und religiösen Befreiung) ist die gemeinsame Verwirklichung dessen, was die Moderne alleine nicht leisten kann: Gemeint ist die integrative Solidarität, die ich (*E. D., Anmerkung des Autors*) ‚analektisch‘ genannt habe, zwischen Zentrum und Peripherie, Mann und Frau, den verschiedenen Rassen, verschiedenen ethnischen Gruppen, verschiedenen Klassen, Zivilisation und Natur, westlicher Kultur und Dritte-Welt-Kulturen, usw. Um dies zu erreichen, ist es aber unabdingbar, dass das vernachlässigte und zum Opfer gemachte ‚andere Gesicht‘ der Moderne – die koloniale Peripherie, die Indianer, Sklaven, Frauen, Kinder, die unterdrückten Populärkulturen – sich zuallererst als unschuldig, als die unschuldigen Opfer einer rituellen Opferung begreifen, und im Verlauf dieses Prozesses in die Lage versetzt werden, die Moderne selbst als eine ursprüngliche, konstitutive und irrationale Gewalt zu beurteilen“ (*Dussel* 1993, S. 76).

Dieses Zitat kann für die Sozialarbeit interpretiert werden. *Dussel* versteht die Transmoderne als „die andere Seite der Moderne“, und wenn er von „Opfern“ schreibt, dann können wir an die Exkludierten denken, die aus den ausdifferenzierten Funktionssystemen (vor allem Wirtschaft, aber auch Kultur, Recht), durch die „schwarzen Löcher“ des sozialen Netzes gefallen sind. Hier kommen wir unweigerlich

zu einer Konnexion zwischen Postmoderne und Globale. Die Globalisierung ist ein Produkt der Postmoderne. Globalisierungsgegner und -gegnerinnen und die „Opfer der Postmoderne“ solidarisieren sich, nicht nur in der Dritten Welt, sondern auch in Europa. Die letzten politischen Entwicklungen des Einigungsprozesses der Europäischen Union, das „Nein“ der französischen und holländischen Bevölkerung zur europäischen Konstitution haben in der Politik einen transmodernen Zustand kreiert, ein Provisorium und eine Möglichkeit zur Weiterführung des Nizza-Vertrages. Einige deutsche Politikerinnen und Politiker sprechen sogar von „Post-Nizza-Periode“, einer stärkeren Akzentuierung des „sozialen Europa“ versus Brüsseler Bürokratie. Ein Rückkehr zum Nationalismus in Europa kann nur vorübergehend auftreten. Der Prozess der Einigung und Erweiterung der Union mit noch stärkeren sozialen Akzenten kann nicht gestoppt werden. Die Sozialarbeitswissenschaft muss diesbezüglich Stellung nehmen. Sie muss dieses „andere Gesicht der Moderne“ in einem theoretischen Klärungsprozess überprüfen und sich über die Globalisierung, Ökonomisierung und Internationalisierung der Sozialarbeit Gedanken machen.

Die transmoderne Sozialarbeitswissenschaft ist eine „postnormale“ Wissenschaft in dem Sinne, dass sie einen Übergangscharakter wahrnimmt und die transmodernen und transglobalen Perioden, die sie beobachtet, im Sinne der Systemtheorie beschreibt und die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf die Regionalitäten lenkt, welche in der Postmodernen und Postglobale momentan als Transglobale und Transmoderne eingebettet sind. *Heiko Kleve* (2000) vermerkt die „Eigenschaftslosigkeit“ der heutigen Sozialarbeit. Dadurch signalisiert er indirekt auch ihre Transdisziplinarität und ihre vermutete „Postnormalität“. Seine „Fragmente einer postmodernen Professions- und Wissenschaftstheorie“ reflektieren (auch indirekt) eine Auffassung der Transmoderne (im Sinne *Dussels*), haben aber auch einen Bezug auf den „flexiblen Menschen“ (*Sennett* 2000), da die als professionell Sozialtätige mit den Ambivalenzen ihrer Professionalität flexibel umgehen müssen. Transmoderne ist in der Wissenschaft der fließende Übergang von einem zum anderen Paradigma.

Moderne, postmoderne und transmoderne Wissenschaft

Eine Dreiteilung wäre denkbar im Bereich der Wissenschaftsentwicklung. Dreiteilung – im Gegensatz zu Zweiteilung – erlaubt Übergänge, Kompromisse, Paradoxen und Ambivalenzen. Sie ist nicht in dem Gefängnis der Binarität verhaftet, und die Zeitaspekte kommen deutlicher zum Ausdruck. Man kann

diese Dreiteilung auch auf die Sozialarbeitswissenschaft „cum grano salis“ übertragen.

Moderne Wissenschaft ist die Wissenschaft der Universität (auch im lokalen Sinne, ihr Ort war die Universität), sie prozediert von Einheit zu Einheit, beginnt und endet mit Einheit und beachtet die kartesischen Regeln. Vor dreihundert Jahren hatte *Descartes* diese alltägliche Methodik, die Methodik der Vernunft, als die der Wissenschaft definiert und mit lateinischen Ausdrücken besetzt wie: *evidencia*, *relatio*, *progressio* und *continuitas*. Die moderne Wissenschaft ist zu Beginn allopoietisch und einzeldisziplinär. Sie arbeitet mit der Logik und mit Experimenten und praktiziert die Wahrnehmung. Die Systemtheorie in der Moderne beschäftigte sich mit der Problematik vom Teil und Ganzen. Die moderne Wissenschaft wurde durch das Objekt bestimmt und bevorzugte die lineare Kausalität. Hier wird das Objekt, das „Es“ gesucht.

Postmoderne Wissenschaft ist die Wissenschaft der Diversität (auch im örtlichen Sinne: Sie verlässt teilweise die Universitätsgebäude und siedelt sich in diversen Firmenlaboren oder Instituten an). Sie prozediert von Einheit zu Differenz. Sie beginnt metalogisch zu arbeiten und nimmt Abstand von Dogmen und von so genannten „ewigen Wahrheiten“. Sie gehört zu ausdifferenzierten Funktionssystemen nach dem binären Code wahr/unwahr. Sie ist jetzt auto-poietisch, selbstbestimmend, selbsterzeugend und interdisziplinär. Aus der systemtheoretischen Perspektive passiert der Paradigmenwechsel von Teil/Ganzem auf Umwelt/System. Die postmoderne Wissenschaft in ihrer Spätphase (Präfix-Moderne: reflexive, zweite, dritte Moderne usw.) setzt auf die Relativität der Beobachtung und auf die besondere Position der Beobachtenden. Die Heisenbergsche „Unschärferelation“ wird nicht nur in der Physik, sondern auch in sozialen Wissenschaften immer mehr anerkannt. Sie kann für die Sozialwissenschaft folgenderweise übersetzt werden: Man kann nicht gleichzeitig die Funktionen und die Strukturen einer Gesellschaft beobachten und beschreiben. Die postmoderne Wissenschaft ist vom Subjekt besetzt und plädiert für eine gemischte oder Kreiskausalität. Postmoderne ist gleichzeitig Individualisierung und Pluralisierung. Hier wird das Subjekt, das „Ich“ gesucht.

Transmoderne Wissenschaft ist die Wissenschaft der Multiversität. Ihre Lokalisierung ist von sekundärer Bedeutung. Nach *Willke* (2001) ist sie in unserer globale, „atopische“ Gesellschaft eingebettet. Sie arbeitet nur mit Unterscheidungen und prozediert von Differenz zu Differenz. Dies ist auch *Luhmanns*

Bekenntnis: „Theorien nicht mit Einheit anzufangen, sondern mit Differenz, und auch nicht bei Einheit enden zu lassen (im Sinne der Versöhnung), sondern bei einer, wie soll ich es sagen, besseren Differenz“ (Luhmann 2001, S. 9). Sie beobachtet die Beobachtenden, paralogisch und transdisziplinär. Ist sie heteropoietisch? Sind wir nach der allopoietischen Universalität und dem autopoietischen Diversität schon bei der „heteropoietischen Multiversität“? Einige Luhmannkritiker scheinen den strengen autopoietischen Duktus von Luhmann durch eine „Abstufung der Autopoiesis“ (Teubner 1982) oder durch die „doppelte Struktur der Gesellschaft“ (Pokol 2001) oder das Lebensweltkonzept mit der autopoietisch ausgerichteten soziologischen Systemtheorie zu versöhnen (Esser 2002). Die Transmoderne verwendet die Moderne im Plural oder die Moderne mit Adjektiven. Auch in der Sozialarbeitswissenschaft wird den Begriff der Autopoiesis kontrovers diskutiert – man erwähnt in der Fachliteratur Heteropoiesis, Quasi-Autopoiesis, Sekundäre Autopoiesis und so weiter (Merten u.a. 1996 und 2000).

Das Apropos für eine Überlegung der Positionierung der Sozialarbeitswissenschaft in den oft verwirrenden Semantiken der modernen Wissenschaften wurde anlässlich einer Buchbesprechung von Heiko Kleves „Die Sozialarbeit ohne Eigenschaften“ (2000) und einer vertieften Lektüre von Merz-Benz („Die Logik der Systeme“, 2001) von mir geliefert. Mich hat weder die Etikette „Postmoderne“ noch die „zweite oder dritte Moderne“ (Münch) noch die „reflexive Moderne“ (Beck) zufrieden gestellt. Ich suche eine andere Semantik, nicht um die Komplexität diesbezüglich noch zu steigern, sondern um eine neue Differenz zu etablieren, auf deren Grundlage weitere Differenzen gemacht werden könnten. Begriffe wie Früh- oder Spätmoderne situieren sich in einer ausschließlich zeitlich-historischen Dimension und sind dementsprechend leer. Das Präfix „trans“ weist gleichwertig auf Zeit und Ort (Raum) hin und suggeriert auch die Entfernung. Die Transmoderne wäre meiner Meinung nach ein Begriff, der den Übergang von einer vormodernen, „alteuropäischen“ Wissenschaftsauffassung über die Moderne hinausführt. Der neue Begriff hat den Vorteil, die zeitlichen Aspekte in den Vordergrund der Überlegungen zu rücken – genau wie sein Pendant der „Transglobale“ dies mit den räumlichen Aspekten vorhat.

Der transmoderne Wissenschaftsbegriff soll neben dem Übergangscharakter noch alle Merkmale der Postmodernen berücksichtigen, Differenzierungen, Paradoxierungen und Ambivalenzen herausstellen – aber auch die ontologische und emergentistische

Moderne im Visier haben. In einer quasi-dialektischen Denkweise schafft sie also eine Synthese zwischen Modern und Postmodern. Diese Synthese scheint mir besonders wichtig für die Standortbestimmung der Sozialarbeitswissenschaft zu sein, die als Handlungswissenschaft noch in der Moderne eingebettet, als Kommunikationswissenschaft aber schon in die Postmoderne hineinragt. Sie ist insofern transmodern, als man sie transdisziplinär bezeichnen kann – worüber uns die aktuelle Debatte der „Ökonomisierung“ (Kleve 2000a) informiert. Moderne Wissenschaften pflegen ihre Unabhängigkeit, sie beharren auf ihrem unverwechselbaren „objektum formale“, wie es die Soziologieentwicklung zeigt.

Die postmodernen Wissenschaften plädierten für die Interdisziplinarität – komplexe Themenbereiche wurden für einzelne Wissenschaften selektioniert, nebeneinandergestellt, in einem mehr oder weniger friedlichen Wettbewerb, aber mit vielen neidischen Seitenblicken auf andere Wissenschaften. Die integrierten Superwissenschaften wie Ökologie oder die „life sciences“ sind entstanden, und am Ende der Interdisziplinarität gab es Siegerehrungen für die Erfolgreichsten. Die Humanwissenschaften standen nie auf dem Siegerpodest, da sie keine spektakulären Entdeckungen wie die Physik oder Astronomie vorweisen konnten. Ich meine, dass wir das Zeitalter der Transdisziplinarität erreicht haben und die heutigen Wissenschaften ihren prozessualen Charakter, ihre Nicht-Abgeschlossenheit und Nicht-Abgrenzung methodisch wie theoretisch demonstrieren sollten. Der neuen Sozialarbeitswissenschaft kommt in dieser Hinsicht eine Vorreiterrolle zu, sie hat eine „transdisziplinäre und transmoderne Eigenschaftslosigkeit“.

Transdisziplinarität der Sozialarbeitswissenschaft

Die Auffassung von Merten ist ein Argument für die Transdisziplinarität der Sozialarbeitswissenschaft: „Die Komplexität der theoretisch zu beantwortenden Fragen, die notwendig ins Blickfeld geraten, wenn konkrete gesellschaftliche Praxen zum Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit werden, erzwingt geradezu eine transdisziplinäre Theoriebildung, das heißt eine eigenständige Theoriebildung über die Handlungsverläufe und relevante Zusammenhänge der zu untersuchenden Praxis (in unserem Fall der Sozialen Arbeit) unter Verwendung von Erkenntnissen aus anderen Disziplinen“ (Merten u.a. 1996, S. 46). Das Prinzip der Transdisziplinarität verlangt sogar, dass Begriffe aus dem Blickwinkel der sie verwendenden Wissenschaften geprüft werden. Nach Karácsony ist Luhmann ist ein Mitläufer, ein Sympathisant der Postmoderne, ohne selbst ein Postmoderner zu

sein. *Luhmanns* Theorie kann man nur mit Vorbehalt und nicht ohne weiteres als postmodern bezeichnen (*Karácsony* 2000). *Kleve* behauptet, dass *Luhmann* ein postmoderner Denker ist und seine Systemtheorie der Sozialarbeitswissenschaft „eine Theorie, die die Komplexität der Praxis ernst nimmt“ bietet (*Kleve* 2001, S. 58). Könnten wir einen theoretischen Kompromiss mit *Kleve* schließen: Wir würden behaupten, dass *Luhmann* ein transmoderner Theoretiker ist. Wenn man den Begriff „Transmoderne“ genauer bestimmt, wäre eine Möglichkeit gegeben, *Kleve* (2001) und *Merten* (1996, 2000) auf einen gemeinsamen Nenner (mit beiderseitigen Kompromissen) zu stellen. Mit seiner These der „Eigenschaftslosigkeit“ der Sozialarbeit scheint *Kleve* eine Option in der Richtung der Transmodernität und Transdisziplinarität auszusprechen.

Die Transdisziplinarität ist eine Forderung der modernen Wissenschaftlichkeit. Sie wird zwar vollmundig angekündigt, aber leider sehr wenig praktiziert. Viele Autoren und Autorinnen stehen dazu, aber wenige wagen es, sich in ihren Schriften offen dazu zu bekennen. Es ist vielleicht die Angst vor Kontingenzen und Komplexitäten – besonders bei systemtheoretisch gesinnten Autoren –, die ihnen den Mut nimmt. Das Dilemma von „generalisierten“ Spezialisten und Spezialistinnen oder „spezialisierten“ Generalisten und Generalistinnen ist vorhanden und nicht leicht zu überwinden. Ich meine aber, dass die Soziologinnen und Soziologen zu den wenigen Wissenschaftlern gehören, die das Abenteuer der Transdisziplinarität mit ruhigem Gewissen erproben können. Alle Disziplinen sind in einem gesellschaftlichen Kontext zu betrachten, und für die Soziologie sind alle disziplinären Thematisierungen „sozio-kontextuell“, da eine Beschreibung der Weltrealität oder eines spezifischen Aspektes der Weltrealität durch eine Disziplin nicht außerhalb der Gesellschaft getätigt werden kann. Die Transdisziplinarität geht ein Stück weiter als die seit langem in den Wissenschaften praktizierte Interdisziplinarität. Es geht nicht mehr um Kontakte, Berührung, gegenseitiges Beobachten und Lernen zwischen (inter) den Disziplinen, sondern um das Durchdringen quer durch die Disziplinen, die nicht nur einander beobachten und voneinander lernen, sondern sich integrativ, diskursiv und dialogisierend wahrnehmen, ihre Beobachtungen beobachten und ihre Entdeckungen und Erfahrungen austauschen und dadurch den thematisierten Wissensbereich auf ein qualitativ und evolutiv neues Niveau heben. Eine Soziologie von Zentrum, Peripherie und Regionalität wäre ohne den transdisziplinären Beitrag von Wissenschaften, die sich auch mit dem Thema beschäftigen, unvorstellbar (*Bango* 1998).

Die Grenzen der Transdisziplinarität sind natürlicherweise gegeben, je nach dem, ob ein Team oder einzelne Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler am Thema arbeitet. Die sozialwissenschaftlich-transdisziplinäre Teamarbeit gehört noch immer zu den Ausnahmeerscheinungen, in der Raumforschung (zum Beispiel dem Saturn-Projekt) ist es eine Selbstverständlichkeit. Es bleibt also der Einzelwissenschaftler oder die Einzelwissenschaftlerin, der oder die das Abenteuer riskiert und sich Grenzen setzt. Diese Grenzsetzung ist geprägt durch Kenntnisse in anderen Disziplinen, und hier kann keine Vollständigkeit erreicht werden. Egal wie viele disziplinäre Komplexitäten reduziert werden können, es bleiben immer Kontingenzen. Die transdisziplinär allein arbeitenden Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sind der moderne Sisyphos. Die Frage ist, wie weit die anderen Humanwissenschaften bereit sind, mit der neuen Sozialarbeitswissenschaft transdisziplinär zu arbeiten. Es wäre vorstellbar, dass diese gewünschte transdisziplinäre Zusammenarbeit bezüglich der Sozialarbeit nicht auf der nationalen Ebenen geführt wird. Die deutschen Fachleute aus Praxis, Theorie und Forschung der Sozialarbeit haben internationale Kontakte – überwiegend mit den USA und den Niederlanden, weniger mit Großbritannien und Frankreich und kaum mit den Ländern Osteuropas.

Inter- oder Transnationalisierung der Sozialarbeit

Kaufmann unterscheidet zwischen Internationalisierung, Globalisierung und Transnationalisierung. Internationalisierung baut Grenzen ab und pflegt grenzüberschreitende Handlungen. Die Globalisierung „bedeutet Entstehung und Intensivierung einer weltweiten Kommunikationsgesellschaft. Transnationalisierung entsteht dann, wenn Institutionengefüge und besonders kollektive Akteure die nationalstaatlichen Rechtsordnungen übergreifen“ (*Kaufmann* 1997, S. 11) Der Autor gibt einige Beispiele: Verträge, NATO, Banken, Firmen („Global player“), Fluggesellschaften, transnationale Devisenmakler, Europäischer Gerichtshof. Man kann Beispiele auf der Ebene der naturwissenschaftlichen Forschung erwähnen, wie unterschiedliche Artenschutzprojekte, aber auch EU-Projekte im Bereich der Bildung und Entwicklung (wie TEMPUS, Sokrates, Pisa-Studie). Die transnationalisierte Sozialarbeitswissenschaft sollte also ihre Kirchturmperspektive verlassen und mehr Akzente auf multilaterale Kontakte setzen. Von Internationalisierung spreche ich dann, wenn sich die Träger Sozialer Arbeit als Mitglieder nationaler, privater oder staatlich organisierter Ausbildung und Praxis über ihre Landesgrenzen hinaus öffnen, zur Kenntnis nehmen, was anderswo gedacht und

praktiziert wird und vergleichende Studien in Theorie und Praxis entwickeln. Bestimmte Sachbereiche werden so durch grenzüberschreitende Interaktionen konstituiert. Transnationalisierung Sozialer Arbeit geht einen großen Schritt weiter, ist aber kein Ersatz, sondern eine Ergänzung zur Internationalisierung: Hier geht es um das Verhältnis von Individuum, intermediären Organisationen im Nichtregierungs- und Regierungsbereich und einer in Entstehung begriffenen Welt(bürger)gesellschaft. Das heißt, dass der Mitgliedschaftsstatus von Individuen – also von Vertretenden der Praxis und Disziplin – in einer Weltgesellschaft für die Weiterentwicklung der Theoriebildung und Praxis Sozialer Arbeit relevant wird. Das derzeitige Medium dieser Gesellschaft ist (noch) nicht der Stimmzettel oder eine von allen anerkannte Verfassung (UNO-Menschenrechtserklärung), sondern der Dialog und das Internet. Ihr Ort ist nicht nur die Konferenz, sondern das Individuum, seine sozialen Mitgliedschaften und Organisationsformen unter- und oberhalb nationalstaatlicher Grenzziehung, das ihm zur Verfügung stehende Wissen über soziale Probleme und die ihm zugänglichen internationalen Machtquellen zur Erreichung staatsübergreifender Zielsetzungen. In ähnlichem Sinne äussert sich *Staub-Bernasconi*, die selbst erfolgreich

transnationale Kontakte pflegt. Ihre Sichtweise deckt sich in vielen Punkten mit der Meinung von *Dussel*. Bei ihr bekommt der Ausdruck „transkulturelle Sozialarbeit“ eine Bedeutung, die in solcher Schärfe bei den anderen Autoren und Autorinnen der Sozialarbeitswissenschaft noch fehlt. „Das Ziel transkultureller Sozialarbeit kann als Versuch umschrieben werden, das Spektrum allgemeinschlicher Bedürfnisse und Werte zu bestimmen und sich darüber immer wieder neu gegenseitig zu vergewissern. So wird immer hörbarer darauf zu pochen sein, dass die ökologischen Überlebensbedingungen für alle Menschen gleich sind und die meisten ungelösten sozialen Probleme (Hunger, Krankheiten wie Aids, unfreiwillige Migration, politisch bedingte Flucht, sexuelle Ausbeutung von Kindern und Frauen, Erwerbslosigkeit, Verschuldung, Drogen, Krieg und andere Gewaltformen) globale Ausmaße und Determinanten haben und an keiner nationalen oder kulturellen Grenze Halt machen. Diese Globalität sozialer Probleme zwingt uns geradezu zur Herausbildung gemeinsamen Wissens und verbindlicher Kriterien als Elemente einer ‚Menschheitskultur‘“ (*Staub-Bernasconi* 1995, S. 316). Sozialarbeit kann den sozio-ökologischen Gedanken auf das globale Niveau kolportieren und in den zahlreichen internationalen

Anzeige Bank

Nicht-Regierungsorganisationen mitspielen. Eine Transnationalisierung der Sozialarbeit ist schon im Gange. Ungeachtet der Tatsache, dass meiner Meinung nach die Sozialarbeit eher einen regionalen Wirkungskreis haben sollte, kann sie in einigen Bereichen (gerade in der Armutsbekämpfung in den Entwicklungsländern) auch globale Aufgaben übernehmen. *Staub-Bernasconi* hat bereits die passende Bezeichnung für die international sozial Tätigen, sie nennt sie „SozialdiplomatinInnen“ oder „KulturübersetzerInnen“ (*dies.* 1991, S. 42) – sie sollen das global Soziale gegen das global Ökonomische vertreten. Das Fazit aus diesen und anderen Beiträgen lautet: Soziale Arbeit ist direkt von der Transnationalisierung der Ökonomie, Politik, des Rechts- und Bildungssystems und den sich daraus ergebenden sozialen Probleme betroffen.

„Postnormale“ Sozialarbeitswissenschaft?

In der heutigen Wissensgesellschaft entsteht eine „postnormale Wissenschaftlichkeit“ (*Farkas* 1998), die als problemlösende Strategie funktioniert, wenn die Risiken der Entscheidungen und die Unsicherheit der Systeme sehr groß sind. Dies ist für die Sozialarbeitswissenschaft der Fall. In den postnormalen Wissenschaften verlagert sich die Aufmerksamkeit von der Ebene der nicht definierbaren Unsicherheiten (siehe die Eigenschaftslosigkeit der Sozialarbeit bei *K/leve*) auf die Qualität der einholbaren Informationen. Soviel zu diesem Thema.

Wenn ich die Sozialarbeitswissenschaft als Reflektionsleistung der Profession betrachte, würde ich die Unterscheidung „normale“ und „postnormale“ Wissenschaften hervorheben. Unter „postnormale Wissenschaft“ verstehe ich jene Wissenschaft, die in der Wissensgesellschaft die Unsicherheiten, die Ambivalenzen, das Nichtwissen einerseits, die transdisziplinären Vernetzungen andererseits in Kauf nimmt. Mittlerweile befinden sich auch eine Reihe der „life sciences“ auf dem Weg der „Postnormalität“, die sowohl die Innovationen als auch die kreativen Phantasien anwenden. Frei nach *Einstein*: „Phantasie ist wichtiger als Wissen, denn Wissen ist begrenzt.“ So ist die Sozialarbeitswissenschaft auf dem besten Weg, im Wissenschaftssystem einen Platz als „neue Wissenschaft“ zu erobern. Ihre Polyvalenz- und Differenzorientierung, ihre Aufnahmefähigkeit und Verarbeitungsmöglichkeit für Paradoxien, Tautologien und Widersprüche erlaubt ihr, im postglobalen Kontext die aus der Zentrumslosigkeit und Re-Regionalisierung gegebenen neuen Komplexitäten erfolgreich zu reduzieren. Es bleibt zu untersuchen, ob die vorgeschlagene Semantik, das heißt Transmoderne statt Postmoderne, Transdisziplinäre („Postnormale“)

statt Interdisziplinäre und schließlich Transglobale (Sozioregionale) statt Postglobale für die Theorie der Sozialarbeitswissenschaft nützlich ist. Die vorgefertigten neuen Termini sind manchmal wegweisend für die neueren Entwicklungen und dienen zur besseren Beobachtung und Beschreibung, um die Komplexitäten der schnell wechselnden sozialen Realitäten zu analysieren. In der Sozialarbeit wurden Theorien „mittlerer Reichwerte“ (*Merton*) bis jetzt meistens durch die Praxis geliefert. Ob eine neue Semantik – aufbauend auf die systemtheoretischen Überlegungen – diesmal aus der Ecke der Theorie kommend die Praxis bereichern wird, bleibt abzuwarten.

Literatur

- Bango**, Jenő: Auf dem Weg zur postglobalen Gesellschaft. Berlin 1998
- Bell**, Daniel: Die nachindustrielle Gesellschaft. Frankfurt am Main 1975
- Dussel**, Enrique: Theologien der Peripherie und des Zentrums. Begegnung oder Konfrontation? In: *Concilium* 1/1963, S. 77-85
- Esser**, Hartmut: Wo steht die Soziologie? In: *Soziologie* 4/2002, S. 20-32
- Farkas**, János: Tudás és cselekvés (dt.: Wissen und Handeln). Budapest 1998
- Farkas**, János: A társadalmi tér fogalma és mérési lehetőségei (dt.: Der Begriff des gesellschaftlichen Raumes und seine Messungsmöglichkeiten). In: *Társadalomkutatás*. (dt.: Gesellschaftsforschung). Budapest 2003
- Karácsony**, András: A jogfilozófia és a társadalomelmélet (dt. Rechtsphilosophie und Gesellschaftstheorie). Budapest 2000
- Kaufmann**, Franz Xaver: In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 4. November 1997, Nr. 256, S. 11
- Kleve**, Heiko: Die Sozialarbeit ohne Eigenschaften. Freiburg im Breisgau 2000
- Kleve**, Heiko: Systemtheorie und Ökonomisierung Sozialer Arbeit. Berlin 2000a (Manuskript)
- Kleve**, Heiko: Die Postmodernität der Luhmannschen Systemtheorie in ihrer Bedeutung für die Sozialer Arbeit. In: Bango, Jenő; Karácsony, András (Hrsg.): *Luhmanns Funktionssysteme in der Diskussion*. Budapest 2001, S. 52-59
- Luhmann**, Niklas: *Short cuts*. Frankfurt am Main 2001
- Merten**, Roland u.a. (Hrsg.): *Sozialarbeitswissenschaft – Kontroversen und Perspektiven*. Neuwied 1996
- Merten**, Roland (Hrsg.): *Systemtheorie Sozialer Arbeit*. Opladen 2000
- Merz-Benz**; Wagner: *Die Logik der Systeme*. Konstanz 2001, S. 381-426
- Pokol**, Béla: *Komplexe Gesellschaft. Eine der möglichen Luhmannschen Soziologien*. Berlin 2001
- Sennett**, Richard: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin 2000
- Staub-Bernasconi**, Sylvia: *Systemtheorie, soziale Probleme und Soziale Arbeit*. Bern 1995
- Teubner**, Gunther: *Reflexives Recht*. In: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 13/1982
- Touraine**, Alain: *Die postindustrielle Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1969
- Willke**, Helmut: *Atopia. Studien zur atopischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main 2001

► Allgemeines

Angehörigentreffen von Tsunamiopfern. Seit der Flutkatastrophe in Südasien an Weihnachten 2004 haben das Deutsche Rote Kreuz (DRK) und die Evangelische Notfallseelsorge rund 400 Angehörige von vermissten Flutopfern betreut. Mit der gemeinsamen Initiative „hoffen bis zuletzt“ bieten sie den Betroffenen psychosoziale Unterstützung und seelsorgerische Begleitung. Bislang haben bundesweit 19 regionale Angehörigentreffen stattgefunden, weitere sind in Vorbereitung. Sie werden von je einem Mitglied der Kriseninterventionsteams des DRK, der Notfallseelsorge und einem Psychologen betreut. Das aus Spendenmitteln finanzierte Projekt ist auf ein Jahr befristet. *Quelle: helfen + retten, DRK-Generalsekretariat 4.2005*

Ehrenamtliche gewinnen. Wohlfahrtsverbände können mehr ehrenamtliche Mitarbeitende gewinnen, wenn sie dafür professionelle Koordinierungsstellen einrichten. Das ergab ein Modellprojekt von Caritas-Fachverbänden im Erzbistum Köln. Den mit Hauptamtlichen besetzten Koordinationsstellen gelang es, innerhalb eines Jahres die Zahl der Freiwilligen um fast 60 % zu steigern. Die Ehrenamtlichen engagierten sich im Durchschnitt 13 Stunden pro Monat. Außerdem konnte durch die Hauptamtlichen eine „neue Kultur des freiwilligen Engagements“ geschaffen werden. Sie verbesserten nicht nur maßgeblich die Unterstützung und Begleitung der Ehrenamtlichen, sondern sie entwickelten auch neue Projekte und trugen so zu einer Erweiterung des Angebotsspektrums bei. *Quelle: caritas in NRW 4.2005*

Die Kunst des Stiftens. 20 Perspektiven auf Stiftungen in Deutschland. Von Ulrich Brömming. Verlag edition pro arte. Berlin 2005, 119 S., EUR 12,– *DZI-D-9701* Gute Nachrichten aus Deutschland: Weit mehr als 13 000 Stiftungen engagieren sich durch Finanzhilfen oder eigene Aktivitäten für gemeinnützige Zwecke. Stiftungen haben den Ruf als alte, verstaubte Organisationen verloren. Sie gelten heute als Aktivposten der Gesellschaft. Doch wie funktionieren Stiftungen? Wer stiftet? Zu welchem Zweck? Wen fördern Stiftungen? Wofür erhalten Stifterinnen, Stifter und Stiftungen Steuervergünstigungen? Was sind Stiftungsvereine? Wann ist eine Stiftung unselbstständig, wann selbstständig? Ist das Stiftungswesen in Deutschland reformbedürftig? Kann man von einem Stiftungsboom sprechen? Auf diese und andere Fragen gibt dieses Buch eine Antwort – nicht als theoretische Anhandlung mit Paragraphenwerk, sondern durch die Beobachtung aus verschiedenen Perspektiven mit Beispielen aus der Stiftungswirklichkeit. Zudem ist es in einem Serviceteil mit Adressen und Literaturhinweisen versehen. Bestellanschrift: Verlag edition pro arte, Krampasplatz 4, 14199 Berlin

Wege zum Internet für alle. Die ersten Schritte sind gemacht – aber der Weg zum Internet für alle ist noch lang.

Damit der Prozess zügig vorangeht, vermittelt das Aktionsbündnis für barrierefreie Informationstechnik (Abl) Kooperationen zwischen gemeinnützigen Verbänden und deren Unterstützenden. Neben der Websitegestaltung werden Schulungen oder Informationsveranstaltungen mit Fachreferenten angeboten. Dem Bündnis haben sich inzwischen 50 aktive Unterstützerinnen und Unterstützer angeschlossen. Sie gestalten ihre eigenen Internetseiten gemäß der Barrierefreien Informationstechnikverordnung (BITV) und proklamieren in der Öffentlichkeit die Idee eines Internets für alle. Als Unterstützende des Abl erkennen sie die allgemeinen Standards für ein World Wide Web ohne Hürden für alle Menschen mit Behinderungen an. *Quelle: VdK Zeitung 10.2005*

Kleinprojektförderung über den Europäischen Sozialfonds. Im Rahmen des Programms „Lokales Kapital für soziale Zwecke“ werden in Sachsen Kleinprojekte zur Förderung der lokalen Beschäftigungsentwicklung finanziell unterstützt. Gefördert werden die Themenbereiche „Lokales Kapital für die Jugend“, „Lokales Kapital für am Arbeitsmarkt benachteiligte Personengruppen“ und „Lokales Kapital im ländlichen Raum“. Vorrangige Zielgruppen sind Benachteiligte am Arbeitsmarkt sowie Personen mit besonderen Integrationsschwierigkeiten, zum Beispiel Langzeitarbeitslose, Jugendliche ohne Schulabschluss, Menschen mit Behinderungen, Spätaussiedelnde, Migrantinnen und Migranten, Straffällige, Suchtkranke, ältere Arbeitnehmende oder allein Erziehende. Förderanträge können bei der Koordinierungsstelle „Lokales Kapital für soziale Zwecke“, BBJ Servis GmbH und SJK GmbH, Neefestr. 8, 09116 Chemnitz gestellt werden. *Quelle: Pressemitteilung des Sächsischen Staatsministeriums für Soziales 161/05*

► Soziales

Mehr Grundsicherung im Jahr 2004. Zum Jahresende 2004 erhielten in Deutschland rund 526 000 Personen Leistungen der bedarfsorientierten Grundsicherung. Das sind 87 000 oder 19,9 % mehr Empfängerinnen und Empfänger als Ende 2003. Die bedarfsorientierte Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung ist eine eigenständige Sozialleistung, die – wie die Sozialhilfe – den grundlegenden Bedarf für den Lebensunterhalt sicherstellt und nach dem Grundsicherungsgesetz (GSiG) seit Januar 2003 beantragt werden kann. Diese Sozialleistung können bei Bedürftigkeit 18- bis 64-Jährige, wenn sie dauerhaft voll erwerbsgemindert sind, und bei Bedürftigkeit Personen ab 65 Jahren in Anspruch nehmen. Insgesamt wandten die Kommunen und die überörtlichen Träger für Leistungen nach dem GSiG im Jahr 2004 brutto rund 2,22 Mrd. Euro auf. Mögliche Ursache für den Anstieg war das fortschreitende Abarbeiten der Grundsicherungsanträge, die im ersten Jahr nach dem In-Kraft-Treten des Gesetzes 2003 aus unterschiedlichen Gründen nicht bewilligt werden konnten, sowie die Umstellung von bisheriger Sozialhilfe auf die neue Sozialleistung. *Quelle: Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes 413/05*

Beschäftigungsrekord in Großbritannien. Die Beschäftigung in Großbritannien hat im Zeitraum von Mai bis Juli 2005 mit 28,7 Mio. und einer Beschäftigungsquote von 74,8 % einen neuen Rekord erreicht. Das sind 315 000 Beschäftigte mehr als im gleichen Zeitraum des

Vorjahres und bedeutet einen Anstieg von 2,3 Mio. seit 1997. Der Anteil der Vollzeitbeschäftigten lag bei 21,4 Mio. oder 75 %. Die Dynamik des britischen Arbeitsmarktes zeigt sich auch darin, dass die britischen Arbeitsämter pro Tag 10 000 neue Stellenangebote erhalten. Mindestens noch einmal so viele Stellenangebote werden auf anderem Wege aufgegeben. Gleichzeitig betrug die Arbeitslosenquote im Zeitraum Mai bis Juli 2005 mit 1,42 Mio. Arbeitssuchenden 4,7 % (laut international vergleichbarer ILO-Statistik) auf dem niedrigsten Stand seit 1975. Die Zahl der langzeitarbeitslosen Leistungsbeziehenden lag bei 121 000, und damit bei weniger als einem Zehntel des Rekordstandes aus dem Jahr 1986. *Quelle: Pressemitteilung der Britischen Botschaft Berlin 05/2005*

Leitfaden zum Arbeitslosengeld II. Der Rechtsratgeber zum SGB II. Hrsg. Arbeitslosenprojekt TuWas. Fachhochschulverlag. Frankfurt am Main 2005, 496 S., EUR 9,– *DZI-D-7334*

Das am 1. Januar 2005 in Kraft getretene Sozialgesetzbuch II (SGB II) ist unter dem Stichwort „Hartz IV“ in aller Munde. Für einen Teil der arbeitslosen Menschen bringt es erhebliche Verschlechterungen. Das hastig zusammengestellte Gesetz ist vielfach schwer handhabbar. Zahlreiche Rechtsfragen lassen sich kaum oder nur über Hilfskonstruktionen lösen. Es zeichnet sich ab, dass einige Regelungen nur kurz Bestand haben werden. Dieser Leitfaden behandelt viele der in der Praxis auftretenden Probleme, dabei werden die ersten Entscheidungen von Sozialgerichten einbezogen. Außerdem werden die häufig vernachlässigten Fragen zur Kranken-, Pflege- und Rentenversicherung dargestellt.

Anstieg der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten in Spanien. Seit August 2004 ist die Zahl der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten in Spanien um 5,25 % beziehungsweise 905 884 angestiegen, was einem Zwölfmonatsdurchschnitt von 18 163 958 erwerbstätigen Personen entspricht. Diese Entwicklung spiegelt nicht nur den positiven Trend auf dem Arbeitsmarkt wider, sondern impliziert auch einen bedeutenden Zuwachs an Beiträgen, die der Sozialversicherung zufließen. Während im August 2003 gut 7 Mrd. Euro eingezahlt wurden, waren es im August 2004 mehr als 8 Mrd. Euro. Zwei Drittel der hinzugekommenen Beschäftigten entstammen neu geschaffenen Beschäftigungsverhältnissen, ein Drittel ist auf die in diesem Jahr eingeleitete Überführung illegaler Beschäftigung von Eingewanderten in reguläre Beschäftigung zurückzuführen. Gleichzeitig ist die Zahl der sozialversicherten Freiberufler um 3,22 % angestiegen. *Quelle: Pressemitteilung der Botschaft von Spanien in Deutschland vom September 2005*

Späterer Rentenbezug. Nach den Erkenntnissen des Zweiten Alterssurveys ist Altersarmut in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern derzeit kaum ein Problem. Sie liegt insgesamt bei 7 %, in den neuen Bundesländern mit 12 % knapp doppelt so hoch wie in den alten Bundesländern. Der Anteil derer, die planen, mit 60 in Rente zu gehen, ist seit 1996 von 50 % auf jetzt 35 % gesunken. Die Erwerbstätigenquote bei den 55- bis 64-Jährigen ist bereits von 39,5 % im Jahr 2003 auf 41,5 % (2004) gestiegen. In Ländern wie Dänemark oder Schweden liegt sie deutlich höher. *Quelle: VDR Info (Verband der Deutschen Rentenversicherungsträger) 2/2005*

► Gesundheit

Krankenstand. Der Krankenstand in Deutschland sank 2004 auf 3,2 % (2003: 3,5 %). Gegen den Trend sind jedoch psychische Erkrankungen weiter gestiegen. Fast 10 % der Fehltage bei den aktiv Berufstätigen sind auf sie zurückzuführen. Die Analysen der Deutschen Angestellten Krankenkasse zeigen, dass seit 1997 sowohl die Krankheitsfälle als auch die Krankheitsstage alarmierend zugenommen haben. Von 1997 bis 2004 stieg die Zahl der Fälle bei psychischen Erkrankungen um 70 %. Angststörungen und Depressionen sind die häufigsten psychischen Krankheiten in Deutschland. Bei Angststörungen betrug der Anstieg 27 %. Frauen weisen auf Grund dieser Diagnose erheblich mehr Krankheitstage und -fälle als Männer auf. *Quelle: Praxis + Recht 9/2005*

Darmkrebs. Wer gern Fleisch isst, hat laut einer europäischen Langzeitstudie ein erhöhtes Risiko, an Darmkrebs zu erkranken. Besonders gefährdet sind diejenigen, die häufig (täglich mehr als 100 Gramm) „rotes“ Fleisch oder Wurst verzehren, dazu zählt Schweine-, Rind-, Kalb- oder Lammfleisch. Ein geringeres Erkrankungsrisiko haben beispielsweise Personen, die viel Fisch essen und auf einen abwechslungsreichen Speiseplan achten. Vermutet wird, dass das Eisen im Fleisch oder in Wurstwaren – Geflügel ist dabei ausgenommen – die Bildung Krebs erregender Nitrosamine begünstigt. Im Rahmen der Studie werden bereits seit 1992 Teilnehmende aus zehn europäischen Ländern zu ihren Ernährungsgewohnheiten befragt. *Quelle: tag (Zeitschrift der Knappschaft) 4/2005*

Prävention. Das Deutsche Krebsforschungszentrum bietet einen neuen Telefonservice für Frauen an. Die Beschäftigten beantworten Fragen zum Thema Brustkrebs und Prävention. Ziel ist es, in individuellen Gesprächen dem Informationsbedürfnis beim Mammographie-Screening nachzukommen. Die Hotline ist montags bis freitags von 8 bis 20 Uhr unter der Nummer 062 21/42 41 42 zu erreichen. *Quelle: Klartext (Zeitung der Kassenärztlichen Bundesvereinigung) 10/2005*

Zehn Jahre Verein gegen psychosozialen Stress und Mobbing e.V., Wiesbaden. Seit Dezember 1995 leisteten die Mitarbeitenden der Wiesbadener Beratungsstelle „Balance“ 9 800 Stunden Beratung, Schlichtung, Vermittlung, Mediation und Fortbildung. In den vergangenen drei Jahren initiierten und koordinierten sie den bundesweiten pro-fair Fachverbund der unabhängigen Arbeitsplatzkonflikt- und Mobbingberatungsstellen. Anlässlich des 10-jährigen Bestehens ermöglichen die Expertinnen und Experten des pro-fair Fachverbundes beginnend zum 8. Dezember 2005 die Realisierung einer kostenlosen Mobbing-Beratungshotline. Ab dem Zeitpunkt können Rat Suchende donnerstags zwischen 15 und 21 Uhr eine kostenlose telefonische Beratung in folgenden Städten erhalten: Berlin, Bensheim, Bonn, Chemnitz, Cuxhaven, Gaggenau, Heidelberg, Karlsruhe, Köln, Mannheim, Neustadt (Pfalz), Saarbrücken und Wiesbaden. *Quelle: Pressemitteilung von Balance im September 2005*

► Jugend und Familie

Mädchen an weiterführenden Schulen erfolgreicher. Der Frauenanteil unter den Abiturienten in Deutschland

hat im vergangenen Schuljahr weiter zugenommen und lag bei 56 % vorn. Vor zehn Jahren betrug er knapp 54 %. Unter Einbeziehung der Abiturienten aus beruflichen Schulen lag der Frauenanteil im Jahr 2004 bei rund 53 %. 1995 hatte es erstmals mehr weibliche als männliche Schulabgänger mit Abitur gegeben. An deutschen Hochschulen war 2004 fast die Hälfte (49 %) der Studienanfänger weiblich. Zwei Jahre zuvor hatten sogar 51 % Frauen ein Studium begonnen. Auch bei den Hochschulabsolvierenden stellt sich das Geschlechterverhältnis mit einem Frauenanteil von inzwischen 49 % fast ausgewogen dar. Zehn Jahre zuvor waren nur 41 % der Jungakademiker Frauen. *Quelle: W & S (Wirtschaftliche und soziale Bildung) 5/2005*

Erziehungskompetenz junger Eltern. Mit einem Elternkursprogramm will das Familienministerium Rheinland-Pfalz die Erziehungskompetenz junger Eltern stärken. Das Angebot richtete sich an junge Väter und Mütter in der Zeit vom Ende der Schwangerschaft bis zum Ende des ersten Lebensjahres ihres Kindes. Das Programm, das vom Universitätsklinikum in Ulm entwickelt wurde, soll dazu beitragen, die Eltern möglichst frühzeitig zu unterstützen. Es vermittelt Müttern und Vätern Kenntnisse in Erziehung, Gesundheit, Pflege, Ernährung und Bewegung sowie Informationen über Hilfeangebote. Bis zum Ende des Jahres 2006 sollen in allen Regionen des Landes mehr als 100 dieser Kurse über die Träger der Familienbildung und -beratung angeboten werden. *Quelle: Pressedienst des Ministeriums für Arbeit, Soziales, Familie und Gesundheit Rheinland-Pfalz 143-5/05*

Jugendschutz in Feriendländern. Hrsg. Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz e.V. Selbstverlag. Berlin 2004, 119 S., EUR 3,- *DZI-D-7187*
Mit der Schulklasse ins Ausland? Ohne Eltern mit Freunden in die Ferien? Mit der Jugendgruppe zu einem internationalen Treffen? Für Kinder und Jugendliche gibt es viele Gelegenheiten, in fremde Länder zu reisen. Eltern, Lehrpersonen, Reiseveranstalter sowie Teamerinnen und Teamer von Jugendorganisationen fragen sich im Verlauf der Reisevorbereitungen sicherlich, was es wohl für Jugendschutzvorschriften am Zielort gibt. Die Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz (BAGJ) hat mit Blick auf diese Frage eine Expertise zu zentralen Rechtsfragen aus der Schnittmenge zwischen Jugendschutz und Reiserecht erstellen lassen. Das Fazit des Gutachtens ist, dass das deutsche Jugendschutzgesetz nicht unmittelbar im Ausland gilt. Allerdings ergibt sich aus dem Vertrag, den die Eltern in der Regel mit dem Reiseveranstalter abschließen, neben anderen Verpflichtungen auch die Pflicht, die minderjährigen Reisenden zu beaufsichtigen. Hierfür gelten dann die deutschen Vorschriften als Mindeststandards. Gibt es im Gastland strengere Regeln, sind diese natürlich zu befolgen. Bestellanschrift: BAGJ, Mühlendamm 3, 10178 Berlin, Tel.: 030/400 40 300, Fax: 030/400 40 333
E-Mail: material@bagj-jugendschutz.de

Berufsperspektiven für benachteiligte junge Menschen. Der „Fanshop Peine“ hat den bundesweit ausgeschriebenen Deichmann-Förderpreis gegen Jugendarbeitslosigkeit 2005 in Höhe von 20 000 Euro gewonnen. Das Fanshoppjekt der Berufsbildungs- und Beschäftigungsgesellschaft (BBG) ist seit November 2004 ein Jugendbe-

rufshilfeangebot des Pro-Aktiv-Centers Peine und der Jugendwerkstatt Labora gGmbH. Ziel des Programms ist es, sozial Benachteiligten und Jugendlichen ohne Bildungsabschluss Perspektiven und Chancen auf dem ersten Arbeits- und Ausbildungsmarkt zu eröffnen. Die Jugendlichen machen praktische Arbeitserfahrungen im Fanshop und absolvieren neben einer begleitenden theoretischen Schulung ein betriebliches Praktikum. Als besonders positiv für die Einsatz- und Lernbereitschaft hat sich das Sortiment „Fanartikel“ herausgestellt, mit dem sich junge Menschen gut identifizieren können. Den Initiatoren ist es gelungen, eine Kooperation mit den Profivereinen der Region herzustellen. Diese stellen dem Projekt ihre Fanartikel auf Kommissionsbasis zur Verfügung. *Quelle: Pressemitteilung des Niedersächsischen Ministeriums für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit 60/2005*

► Ausbildung und Beruf

Studium nach der alten Studienordnung in Berlin. Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen, die ihr Studium nach der alten Studienordnung – Studienbeginn vor 1998 – abgeleistet haben, müssen im Anschluss an ihre theoretische Ausbildung ein Berufspraktikum absolvieren. Das Sozialberufe-Anerkennungsgesetz in der Fassung vom 5. Oktober 2004 legt in einer Übergangsvorschrift fest, dass die staatliche Anerkennung für diesen Personenkreis nur noch bis zum 31. Dezember 2006 auf Antrag erteilt wird. Da dieser Termin eine Ausschlussfrist darstellt, muss ein Antrag auf staatliche Anerkennung bis zu diesem Zeitpunkt in der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport eingegangen sein. Die Senatsverwaltung empfiehlt den Betroffenen, die ihr Berufspraktikum noch nicht begonnen oder abgeschlossen haben, dies umgehend nachzuholen und sich mit ihrer Fachhochschule in Verbindung zu setzen. *Quelle: Paritätischer Rundbrief, Landesverband Berlin, September 2005*

Studierende entwickeln Datenbank. Eine bessere Abstimmung verschiedener Pflegedienst anbietenden kann der öffentlichen Hand Kosten ersparen. Das beweist eine Gruppe von Studierenden der Fachhochschule Münster, die eine von ihnen entwickelte Modelldatenbank mit Angeboten und Preislisten bestücken. Die Datenbank soll Beratern helfen, aus mehreren Angeboten eine kostengünstige und gleichzeitig individuell zugeschnittene Pflege zusammenzustellen. Da Kommunen gesetzlich verpflichtet sind, unabhängige Pflegeberatung anzubieten und einen Teil der Kosten über die Sozialhilfe zu finanzieren, bringt das Projekt beide Bereiche zusammen. Die Projektgruppe geht davon aus, dass bei einer Reihe von Fällen ein Paket ambulanter Dienste sowohl den Patienten und Patientinnen entgegenkäme als auch Kosten senken würde. Die meisten älteren Menschen ziehen es vor, in ihrer gewohnten Umgebung zu bleiben. Wenn durch dieses Angebot ein pflegebedürftiger Mensch sechs Monate länger zu Hause bleiben kann, hat die zuständige Kommune bereits 6 000 Euro gespart. *Quelle: Mitteilung der Fachhochschule Münster vom Oktober 2005*

Fortbildungsangebote für 2006. Folgende Fortbildungsträger haben ihre Programme für das kommende Jahr herausgegeben. Sie können unter den genannten Anschriften angefordert werden:

Akademie Remscheid für musische Bildung und Medien-
erziehung e.V., Küppelstein 34, 42857 Remscheid, Tel.: 021
91/79 4-0, Fax: 021 91/794-205
E-Mail: info@akademieremscheid.de

AWO Akademie Helene Simon, Oppelner Str. 130, 53119
Bonn, Tel.: 02 28/66 85-142, Fax: 02 28/66 85-211
E-Mail: akademie@awobu.awo.org

Bayerisches Landesjugendamt, Zentrum Bayern Familie
und Soziales, Winzererstr. 9, 80797 München, Tel.: 089/12
61-28 04, Fax: 089/12 61-22 80
E-Mail: poststelle@zbfs-blja.bayern.de

DBSH Institut zur Förderung der sozialen Arbeit e.V.,
Niederstr. 12-16, 45141 Essen, Tel./Fax: 02 01/320 03-45
E-Mail: info@DBSH-Institut.de

Deutsche Gesellschaft für Soziale Psychiatrie e.V.,
Zeltinger Str. 9, 50969 Köln, Tel.: 02 21/51 10 02, Fax: 02 21/
52 99 03, E-Mail: dgap@netcologne.de

**Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Ju-
gendgerichtshilfen e.V.**, Lützerodestr. 9, 30161 Hanno-
ver, Tel.: 05 11/348 36-40, Fax: 05 11/318 06 60
E-Mail: info@dvjj.de

**Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsor-
ge**, Michaelkirchstr. 17/18, 10179 Berlin, Tel.: 030/629 80-
0, Fax: 030/629 80-150, E-Mail: info@deutscher-verein.de

Diakonische Akademie Deutschland, Heinrich-Mann-
Str. 29, 13156 Berlin, Tel.: 030/488 37-488, Fax: 030/488
37-300, E-Mail: info@diakonische-akademie.de

Evangelischer Erziehungsverband e.V. (EREV), Flügge-
str. 21, 30161 Hannover, Tel.: 05 11/39 08 81-13, Fax: 05
11/39 08 81-16, E-Mail: seminarverwaltung@erev.de

**Fortbildungs-Akademie des Deutschen Caritasver-
bandes**, Wintererstr. 17-19, 79104 Freiburg im Breisgau,
Tel.: 07 61/200-538, Fax: 07 61/200 199
E-Mail: akademie@caritas.de

Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen,
Schaumainkai 101-103, 60596 Frankfurt am Main, Tel.:
060/63 39 86-0, Fax: 069/63 39 86-25
E-Mail: igfh@igfh.de

Katholische Fachhochschule Mainz, Fortbildung und
Weiterbildung, Saarstr. 3, 55122 Mainz, Tel: 061/31/289
44-43, Fax: 061 31/289 44-843, E-Mail: ifw@kfh-mainz.de

Katholische Stiftungsfachhochschule München, Ins-
titut für Fort- und Weiterbildung, Preysingstr. 83, 81667
München, Tel.: 089/480 92-12 79, Fax: 089/480 19 07
E-Mail: if-fortbildung@ksfh.de

Paritätisches Bildungswerk, Bundesverband, Heinrich-
Hoffmann-Str. 3, 60528 Frankfurt am Main, Tel.: 069/67
06-272, Fax: 069/67 06-203, E-Mail: fobi@paritaet.org

Tagungskalender

8.12.2005 Wolfsburg. Tagung: Adipositasprogramme für
Kinder und Jugendliche. Information: Landesvereinigung
für Gesundheit Niedersachsen e.V., Fenskweg 2, 30165
Hannover, Tel.: 05 11/350 00 52, Fax: 05 11/350 55 95

12.-14.1.2006 Frauenfeld/Schweiz. Tagung: Der Anfang,
kinderanalytisches Symposium. Information: René A. Spitz-
Stiftung, St. Georgenstr. 46, CH-8400 Winterthur, Tel.: 00 41/
52/212 31 31

13.-15.1.2006 Bad Boll. Tagung: Jugendliche mit Migra-
tionshintergrund als Opfer und Täter. Information: Ev. Aka-
demie Bad Boll, Akademieweg 11, 73087 Bad Boll, Tel.:
071 64/79-0, Fax: 071 64/79-440
E-Mail: gabriele.barnhill@ev-akademie-boll.de

17.-18.2.2006 Merseburg. Fachtagung: (Akut) Traumati-
sierte Kinder und Jugendliche in Jugendhilfe und Pädago-
gik. Information: Hochschule Merseburg, Fachbereich So-
ziale Arbeit, Medien und Kultur, Prof. J. Benecken, Geusaer
Straße, 06217 Merseburg, Tel.: 034 51/45-22 10
E-Mail: w.scheffler@klinikum-merseburg.de

21.-22.2.2006 Bielefeld. Fachtagung: Vom Nutzen der Par-
tizipation in den Erziehungshilfen. Profilbildung und Um-
setzungsperspektiven. Information: AFET, Bundesverband
für Erziehungshilfen e.V., Osterstr. 27, 30159 Hannover,
Tel.: 05 11/35 39 91-41, Fax: 05 11/35 39 91-50
E-Mail: rheinlaender@afet-ev.de

3.-7.3.2006 Berlin. 16. Kongress für Klinische Psychologie,
Psychotherapie und Beratung: Psychotherapie in der Ent-
wicklung in der Psychotherapie. Information: DGVT, Post-
fach 13 42, 72003 Tübingen, Tel.: 070 71/94 34 94
E-Mail: kongress@dgvt.de

28.-30.4.2006 Würzburg. Tagung: Kollektive Intelligenz.
Die Weisheit gemeinschaftlicher Felder zur Lösung von Kon-
flikten in Familien, in sozialen und in politischen Gruppen.
Information: Institut für Systemaufstellungen und Integra-
tive Lösungen Würzburg, Mittler Dallenbergweg 37a, 97082
Würzburg, Tel.: 09 31/784 01 00, Fax: 09 31/784 01 01
E-Mail: a.u.b.mahr@t-online.de

8.-9.5.2006 Nürnberg. 11. Deutscher Präventionstag: Sport
und Prävention. Information: Deutscher Präventionstag,
Am Waterlooplatz 5 A, 30169 Hannover, Tel.: 05 11/235 49
49, Fax: 05 11/235 49 50, E-Mail: DPT@praeventionstag.de

17.-19.5.2006 Kassel. 6. Bundeskongress der Jugendge-
richtshilfe: Respektierte Jugend. Was machen wir Profes-
sionellen damit? Information: Deutsche Vereinigung für
Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V., Lützerode-
str. 9, 30161 Hannover, Tel.: 05 11/348 36 40, Fax: 05 11/
318 06 60, E-Mail: tschertner@dvjj.de

2.01 Staat/Gesellschaft

Beck, Ulrich: Theorie und Empirie reflexiver Modernisierung: Von der Notwendigkeit und den Schwierigkeiten, einen historischen Gesellschaftswandel innerhalb der Moderne zu beobachten und zu begreifen. - In: *Soziale Welt* ; Jg. 56, 2005, Nr. 2/3, S. 107-135. *DZI-0169*

Müller, C. Wolfgang: Die APO des Kapitals – wie man in Deutschland Zeitgeist gegen den Sozialstaat macht. - In: *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit* ; 2005, Nr. 4, S. 50-55. *DZI-0099*

Wehling, Peter: Wo endet die Natur, wo beginnt die Gesellschaft? Doping, Genfood, Klimawandel und Lebensbeginn: die Entstehung kosmopolitischer Hybride. - In: *Soziale Welt* ; Jg. 56, 2005, Nr. 2/3, S. 137-158. *DZI-0169*

2.02 Sozialpolitik

Adolph, Holger: 5. Altenbericht der Bundesregierung: Die Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. - In: *Die Ersatzkasse* ; Jg. 85, 2005, Nr. 7, S. 288-289. *DZI-0199*

Batt, Peter: Die Organisationsreform der Deutschen Rentenversicherung und ihre Auswirkungen auf die Informations- und Kommunikationstechnologie. - In: *Die Angestelltenversicherung* ; Jg. 52, 2005, Nr. 6, S. 269-273. *DZI-0902*

Heck, Reinhard: Zur Diskussion um das Gesundheitswesen – Vorschlag für einen Ausweg. - In: *Sozialer Fortschritt* ; Jg. 54, 2005, Nr. 7, S. 172-174. *DZI-0518*

Holzer, Boris: Herrschaft kraft Nichtwissen? Politische und rechtliche Folgeprobleme der Regulierung neuer Risiken. - In: *Soziale Welt* ; Jg. 56, 2005, Nr. 2/3, S. 317-335. *DZI-0169*

Mey, Rüdiger: § 307 a SGB VI: Rentenberechnung mit Ewigkeitsgarantie? Der steinige Weg zum Urteil des Bundessozialgerichts vom 31.3.2004 – B 4 RA 39/03 R. - In: *Die Angestelltenversicherung* ; Jg. 52, 2005, Nr. 6, S. 274-281. *DZI-0902*

Minn, Norbert: Solidarität der Arbeitnehmer und Rentner für den Wirtschaftsstandort Deutschland. - In: *Die Ersatzkasse* ; Jg. 85, 2005, Nr. 7, S. 294-297. *DZI-0199*

Naegele, Gerhard: Für eine „demografiesensible“ Beschäftigungs-, Altersgrenzen- und Lebenslaufpolitik. - In: *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit* ; 2005, Nr. 4, S. 14-21. *DZI-0099*

Nodes, Wilfried: Hartz IV – nie war die Soziale Arbeit so bedroht wie heute.... Teil 1. - In: *Forum Sozial* ; 2005, Nr. 3, S. 9-12. *DZI-0264z*

2.03 Leben/Arbeit/Beruf

Budde, Wolfgang: Sozialraumorientierte soziale Arbeit – ein Modell zwischen Lebenswelt und Steuerung: Teil 2. - In: *Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge* ; Jg. 85, 2005, Nr. 8, S. 287-292. *DZI-0044*

Lischka, Anna-Maria: Messinstrumente zur Erfassung des sozialen Netzes. - In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* ; Jg. 55, 2005, Nr. 8, S. 358-364. *DZI-0516z*

Mündel, Heinz-Dieter: Rundfunkgebührenpflicht für Studenten – neuer Staatsvertrag, alte Probleme? Ein Beitrag zu Fragen der Befreiung von der Rundfunkgebührenpflicht aus sozialen Gründen. - In: *ZFSH/SGB* ; Jg. 44, 2005, Nr. 7, S. 404-407. *DZI-1450z*

Simon, Michael: Keine Frage des Geschlechts: Konflikte zwischen Arbeit und Familie in der Pflege. - In: *Pflegezeitschrift* ; Jg. 58, 2005, Nr. 8, S. 498-501. *DZI-0528z*

Wirth, Carsten: Integration in Arbeit durch personale Netzwerke – Chance für die öffentliche Arbeitsvermittlung. - In: *Arbeit und Beruf* ; Jg. 56, 2005, Nr. 8, S. 227-231. *DZI-0620*

3.00 Institutionen und Träger sozialer Maßnahmen

Ehlers, Kay E.: Das Wandsbeker Modell – Entscheidungen in einem komplexen Problemfeld. - In: *Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge* ; Jg. 85, 2005, Nr. 8, S. 293-298. *DZI-0044*

Engfer, Renate: Auftrag: Heilung, Besserung, Linderung: die psychiatrische Tagesklinik als Beitrag einer sozialen Psychiatrie. - In: *Blätter der Wohlfahrtspflege* ; Jg. 152, 2005, Nr. 4, S. 138-141. *DZI-0228*

Enste, Dominik H.: Soziale Dienstleistungen – vom Kosten- zum Wachstumsfaktor. - In: *Sozialer Fortschritt* ; Jg. 54, 2005, Nr. 7, S. 155-160. *DZI-0518*

Hohm, Hans-Jürgen: Das Milieu der Fachhochschulen für Sozialwesen: eine systemtheoretische Beobachtung. - In: *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit* ; 2005, Nr. 4, S. 56-64. *DZI-0099*

Riegel, Ralf: Vorauswahl von Berufsbetreuern. - In: *Betreuungsrechtliche Praxis* ; Jg. 14, 2005, Nr. 4, S. 143-145. *DZI-3018*

Rieger, Günter: Sparzwänge und Reformen: zur Sicherung der ambulanten sozialpsychiatrischen Versorgung. - In: *Blätter der Wohlfahrtspflege* ; Jg. 152, 2005, Nr. 4, S. 123-126. *DZI-0228*

Seyd, Wolfgang: Voraussetzungen der Teilnehmer an Förderlehrgängen, BvB-Maßnahmen und Ausbildungen in Berufsbildungswerken. - In: *Berufliche Rehabilitation* ; Jg. 19, 2005, Nr. 4, S. 101-130. *DZI-2967*

4.00 Sozialberufe/ Soziale Tätigkeit

Lutz, Christiane: Reflexionen eigener Berufserfahrungen als Kooperationslehrerin. - In: *Hörgeschädigtenpädagogik* ; Jg. 59, 2005, Nr. 3, S. 114-117. *DZI-1542*

Unruh, Peter: Zur Verfassungsmäßigkeit der Vergütung von Berufsbetreuern nach dem 2. Betreuungsrechtsänderungsgesetz (BtÄndG). - In: *Betreuungsrechtliche Praxis* ; Jg. 14, 2005, Nr. 4, S. 121-126. *DZI-3018*

Wolf, Klaus: Pädagogische Mitarbeiterinnen als Potenziale im Lebensfeld von Kindern: Anfragen an professionelle Erziehung (in Lebensgemeinschaften). - In: *Forum Erziehungshilfen* ; Jg. 11, 2005, Nr. 3, S. 178-182. *DZI-3005*

5.01 Sozialwissenschaft / Sozialforschung

Benz, Benjamin: Demografie und Sozialstaat – die Familienpolitik der Gegenwart wird der Zukunft nicht gerecht! - In: *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit* ; 2005, Nr. 4, S. 22-28. *DZI-0099*

Hof, Bernd: Zur Zukunftsfähigkeit von Kopfprämienmodellen für die GKV im anstehenden demographischen Wandel. - In: *Sozialer Fortschritt* ; Jg. 54, 2005, Nr. 8, S. 194-205. *DZI-0518*

Maschke, Sabine: Integratives qualitatatives Forschungshandeln: kombinierte Anwendungsformen der dokumentarischen Methode in den Sozial- und Erziehungswissenschaften. - In: *ZSE* ; Jg. 25, 2005, Nr. 3, S. 325-335. *DZI-3035*

5.02 Medizin/Psychiatrie

Bombosch, Jürgen: Vom Monolog zum Dialog: wie die „Mainstream-Psychiatrie“ den Dialog und die Sozialpsychiatrie die Angehörigen entdeckte. - In: *Kerbe* ; Jg. 23, 2005, Nr. 3, S. 23-24. *DZI-2909*

Greuel, Marius: Die Gräben überwinden: Bedeutung der integrierten Versorgung für die Sozialpsychiatrie. - In: *Blätter der Wohlfahrtspflege* ; Jg. 152, 2005, Nr. 4, S. 131-133. *DZI-0228*

Plate, Andreas: Ambulante geriatrische Rehabilitation und ihre leistungrechtliche Einordnung in die gesetzliche Krankenversicherung. - In: *Die Rehabilitation* ; Jg. 44, 2005, Nr. 4, S. 215-221. *DZI-1523*

5.03 Psychologie

Cruppé, Werner: Versorgungsaspekte stationärer psychosomatischer Be-

handlung am Allgemeinkrankenhaus. - In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie ; Jg. 55, 2005, Nr. 8, S. 386-391. *DZI-0516z*

Kunz, Roland: Schmerzstärke bestimmt Therapie: Schmerzmanagement bei alten Menschen - Teil 4. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 58, 2005, Nr. 8, S. 484-488. *DZI-0528z*

Leppert, Karena: Resilienz als protektives Persönlichkeitsmerkmal im Alter. - In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie ; Jg. 55, 2005, Nr. 8, S. 365-369. *DZI-0516z*

5.04 Erziehungswissenschaft

Bauer, Ullrich: Wer profitiert von Elternbildung? - In: ZSE ; Jg. 25, 2005, Nr. 3, S. 263-280. *DZI-3035*

Dörpinghaus, Andreas: Gut beraten sein: Erwachsenenbildung als Praktik pädagogischer Beratung. - In: Erwachsenenbildung ; Jg. 51, 2005, Nr. 2, S. 79-83. *DZI-1986*

Fuhrer, Urs: Was macht gute Erziehung aus und wie können Eltern gute Erzieher werden? - In: ZSE ; Jg. 25, 2005, Nr. 3, S. 231-247. *DZI-3035*

Hahn, Daniela: Umsetzung und Bewertung einer Fortbildungsmaßnahme zum Erkennen und zur Diagnostik psychischer Störungen in der medizinischen Rehabilitation. - In: Die Rehabilitation ; Jg. 44, 2005, Nr. 4, S. 202-207. *DZI-1523*

Leonhardt, Annette: Das Förderzentrum mit dem Förderschwerpunkt Hören: Auftrag – Aufgaben – Entwicklungslinien. - In: Hörgeschädigtenpädagogik ; Jg. 59, 2005, Nr. 3, S. 102-107. *DZI-1542*

5.05 Soziologie

Bonß, Wolfgang: Erwartbarkeit, Glück und Vertrauen – zum Wandel biographischer Sicherheitskonstruktionen in der Moderne. - In: Soziale Welt ; Jg. 56, 2005, Nr. 2/3, S. 183-202. *DZI-0169*

Marotzki, Winfried: Biografische Arbeit als pädagogische Herausforderung. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 11, 2005, Nr. 3, S. 134-139. *DZI-3005*

Rieger-Ladich, Markus: Weder Determinismus, noch Fatalismus: Pierre Bourdieu's Habitus-theorie im Licht neuerer Arbeiten. - In: ZSE ; Jg. 25, 2005, Nr. 3, S. 281-296. *DZI-3035*

Voigt-Kehlenbeck, Corinna: Halbbewertung Gender Mainstreaming: Zwischenbilanzen und neue Fokussierungen. - In: Jugendhilfe ; Jg. 43, 2005, Nr. 4, S. 199-206. *DZI-1188*

5.06 Recht

Adolph, Danah: Prozessfähigkeit und unerwünschte Prozesse. - In: Betreuungsrechtliche Praxis ; Jg. 14, 2005, Nr. 4, S. 126-131. *DZI-3018*

Christen, Olaf: Die Reform der Pflegeversicherung darf nicht auf die lange

Bank geschoben werden. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2005, Nr. 4, S. 4-13. *DZI-0099*

Kesselheim, Harald: Weiterentwicklung der Pflegeversicherung: innovative Versorgungsformen. - In: Sozialer Fortschritt ; Jg. 54, 2005, Nr. 8, S. 205-209. *DZI-0518*

Mattioli-Danker, Frank: Rechtsansprüche auf Hilfen werden missachtet: Was können Fachkräfte der Sozialen Arbeit noch tun? - In: Forum Sozial ; 2005, Nr. 3, S. 31-32. *DZI-0264z*

Mönig-Raane, Margret: Die Reform der Pflegeversicherung: Weiterentwicklung statt radikaler Umbau. - In: Die Ersatzkasse ; Jg. 85, 2005, Nr. 7, S. 275. *DZI-0199*

Paulus, Eva-Maria: Datenschutz im Spiegel der Rechtsprechung. - In: Die Angestelltenversicherung ; Jg. 52, 2005, Nr. 6, S. 281-285. *DZI-0902*

Pollähne, Helmut: Evidence-Based Excorations? Drogenstraftäter auf Biegen und (Er)brechen. - In: Kriminologisches Journal ; Jg. 37, 2005, Nr. 3, S. 200-214. *DZI-2272*

Rothkegel, Ralf: Rechtliche Prinzipien der Sicherung des Lebensunterhalts nach SGB II, SGB XII und AsylbLG. - In: ZFSH/SGB ; Jg. 44, 2005, Nr. 7, S. 391-400. *DZI-1450z*

Rust, Ursula: Antidiskriminierungsgesetz und Alter. - In: Informationsdienst Altersfragen ; Jg. 32, 2005, Nr. 4, S. 3-8. *DZI-3024*

6.00 Theorie der Sozialen Arbeit

Tornow, Harald: Wirkungsorientierte Steuerung der Sozialen Arbeit. - In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge ; Jg. 85, 2005, Nr. 8, S. 282-287. *DZI-0044*

Ziegler, Holger: Soziale Arbeit als Garant für „das Soziale“ in der Kontrolle? - In: Kriminologisches Journal ; Jg. 37, 2005, Nr. 3, S. 163-182. *DZI-2272*

6.01 Methoden der Sozialen Arbeit

Bodrozic, Lidia: Überleitungs-Nachsorge zur Regel werden lassen: Case Management im Therapiezentrum Burgau – Teil 3. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 58, 2005, Nr. 8, S. 518-521. *DZI-0528z*

Frieß, Cornelia: Standards zur Nutzerbeteiligung in Sozialpsychiatrischen Einrichtungen: Ergebnisse einer Evaluation. - In: Kerbe ; Jg. 23, 2005, Nr. 3, S. 34-35. *DZI-2909*

Henke, Jutta: Sozialberatung fügt die Puzzleteile zusammen. - In: neue caritas ; Jg. 106, 2005, Nr. 13, S. 24-27. *DZI-0015z*

Huber, Peter: Qualität, Wirtschaftlichkeit und Humanität vereinigen: stationäres Case Management im Klinikall-

tag. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 58, 2005, Nr. 8, S. 513-515. *DZI-0528z*

Meier, Sybille M.: Zur gerichtlichen Haftung in Betreuungssachen. - In: Betreuungsrechtliche Praxis ; Jg. 14, 2005, Nr. 4, S. 131-135. *DZI-3018*

Schulz-Nieswandt, Frank: Überschildung privater Haushalte: Interventionsbedarf jenseits neo-liberaler Risikoprivatisierung und Schuldzuschreibung. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2005, Nr. 4, S. 35-39. *DZI-0099*

6.02 Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit

Cramer, Michael: Die aktuelle Antidiskriminierungsdebatte in der EU und Mobilitätseinschränkungen für behinderte Menschen in Europa. - In: Horus ; Jg. 67, 2005, Nr. 4, S. 161-165. *DZI-0899*

Hauser, Wolfgang: Mobile Jugendarbeit im ländlichen Raum: Jugendarbeit im Landkreis Tuttlingen. - In: Jugendhilfe ; Jg. 43, 2005, Nr. 4, S. 183-187. *DZI-1188*

Hörstmann, Jürgen: Halbe Miete, ganze Fachkraft: zehn Jahre „Jugendpflegeleasing“ im Enzkreis. - In: Jugendhilfe ; Jg. 43, 2005, Nr. 4, S. 176-182. *DZI-1188*

Kizilhan, Jan: Migrationserfahrungen als Ausgangspunkt von Biografiearbeit. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 11, 2005, Nr. 3, S. 140-143. *DZI-3005*

Kremer-Preiß, Ursula: Perspektiven für ein Leben älterer Menschen im Wohnquartier: das Gemeinschaftsprojekt „Leben und Wohnen im Alter“. - In: Die Ersatzkasse ; Jg. 85, 2005, Nr. 7, S. 292-293. *DZI-0199*

Kunstmann, Anne-Christin: Ungehörige Angehörige? Über die Beziehungsdynamik zwischen pflegenden Angehörigen und Mitarbeitenden in der Altenhilfe. - In: Kerbe ; Jg. 23, 2005, Nr. 3, S. 19-22. *DZI-2909*

Schnabel, Eckart: Personalbemessung in der Pflege: Anforderungen und Perspektiven. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2005, Nr. 4, S. 40-45. *DZI-0099*

6.04 Jugendhilfe

Haenlein, Leo: QM – wo stehen wir heute? Ein Überblick. - In: Kindergarten heute ; Jg. 35, 2005, Nr. 8, S. 20-24. *DZI-3048*

Landua, Kerstin: Kommunikationsprobleme zwischen zwei Welten: Wann ist ein Hartz IV-Jugendlicher auch ein Jugendhilfe-Jugendlicher? - In: Jugendhilfe ; Jg. 43, 2005, Nr. 4, S. 197-199. *DZI-1188*

Sievers, Britta: Praxisforschungsprojekt Internationaler Kinderschutz: Die Bedeutung der Verordnung Brüssel II a und des Haager Kinderschutzübereinkommens für die Jugendhilfe. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 11, 2005, Nr. 3, S. 169-170. *DZI-3005*

6.05 Gesundheitshilfe

Balzer, Katrin: Mehr Behandlungs- und Lebensqualität: Brücken zwischen stationärer und ambulanter Ernährungstherapie. - In: *Pflegezeitschrift* ; Jg. 58, 2005, Nr. 8, S. 476-479. *DZI-05282*

Galvao, Anja: Vorhersage einer Verbesserung des beruflichen Status chronisch psychisch Kranker nach rehabilitativen bzw. integrativen Maßnahmen. - In: *Die Rehabilitation* ; Jg. 44, 2005, Nr. 4, S. 208-214. *DZI-1523*

Heid, Rüdiger: Buntkicktgut! Soziales Lernen, Konfliktmanagement und Gewaltprävention durch organisierten Straßenfußball. - In: *Pro Jugend* ; 2005, Nr. 2, S. 22-25. *DZI-2013z*

Lozenski, Barbara: Reinigung, Desinfektion und Sterilisation – gewusst wie: Hygiene in der Pflege – Teil 2. - In: *Pflegezeitschrift* ; Jg. 58, 2005, Nr. 8, S. 480-483. *DZI-05282*

7.01 Kinder

Hoese, Mareike: Paradoxes Verhalten von Kindern als Opfer sexuellen Missbrauchs. - In: *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* ; Jg. 88, 2005, Nr. 3, S. 174-180. *DZI-0676*

Nies, Barbara: Arne geht zur Therapie (2): Kinderpsychotherapie – was passiert da eigentlich? - In: *Kindergarten heute* ; Jg. 35, 2005, Nr. 8, S. 33-37. *DZI-3048*

Stöckli, Georg: Beliebtheit jenseits der Geschlechtergrenze: Ein Vergleich zwischen ausschließlich gleichgeschlechtlich beliebten und gleich- und andersgeschlechtlich beliebten zehnjährigen Kindern. - In: *ZSE* ; Jg. 25, 2005, Nr. 3, S. 297-314. *DZI-3035*

7.04 Ehe/Familie/ Partnerbeziehung

Braunschweig, Sabine: Männer in der Pflege: Hindernislauf zur beruflichen Gleichstellung. - In: *Pflegezeitschrift* ; Jg. 58, 2005, Nr. 8, S. 504-507. *DZI-05282*

Peukert, Reinhard: Angehörige in der Gemeindepsychiatrie: Die Familie als wichtigster „Einrichtungstyp“ für zuverlässige Hilfen. - In: *Blätter der Wohlfahrtspflege* ; Jg. 152, 2005, Nr. 4, S. 145-148. *DZI-0228*

Peukert, Reinhard: Die Angehörigen-selbsthilfe in der Psychiatrie: das immer wieder neue Selbstverständnis der Angehörigen-selbsthilfe in Deutschland. - In: *Kerbe* ; Jg. 23, 2005, Nr. 3, S. 4-9. *DZI-2909*

Schneider, Werner: Macht und Ohnmacht des Geldes im Privaten – zur Dynamik von Individualisierung in Partnerschaften. - In: *Soziale Welt* ; Jg. 56, 2005, Nr. 2/3, S. 203-224. *DZI-0169*

Tschöpe-Scheffler, Sigrid: Unterstützungsangebote zur Stärkung der elterlichen Erziehungsverantwortung oder:

starke Eltern haben starke Kinder. - In: *ZSE* ; Jg. 25, 2005, Nr. 3, S. 248-262. *DZI-3035*

7.05 Ausländer/Aussiedler

Döger, Tuna: „Schlägst Du nie?“ Wie jugendliche Migranten lernen, auf Gewalt zu verzichten. - In: *Pro Jugend* ; 2005, Nr. 2, S. 26-28. *DZI-2013z*

Feigin, Alexander: „Die Brücke“ in die neue Zukunft: junge Aussiedler in der JVA. - In: *Pro Jugend* ; 2005, Nr. 2, S. 19-21. *DZI-2013z*

Reich, Kerstin: Fordern uns die Jugendlichen mit Gewalt heraus? Gewaltprävention bei jungen Aussiedlern. - In: *Pro Jugend* ; 2005, Nr. 2, S. 10-14. *DZI-2013z*

7.06 Arbeitslose

Knoblauch, Dieter: Die Eingliederungsvereinbarung als Handlungsform im SGB II und SGB III. - In: *Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge* ; Jg. 85, 2005, Nr. 8, S. 277-282. *DZI-0044*

Pieck, Olaf: Arbeitsgelegenheiten – Ja. - In: *Forum Sozial* ; 2005, Nr. 3, S. 16-18. *DZI-0264z*

7.07 Straffällige / Straftatlassene

Eifer, Stefanie: Videoüberwachung in Deutschland: Theorie und Praxis situationsbezogener Kriminalpräventionen. - In: *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* ; Jg. 88, 2005, Nr. 3, S. 157-173. *DZI-0676*

7.08 Weitere Zielgruppen

Salize, Hans Joachim: Schnittstellen erschweren Hilfe: Gemeindepsychiatrie angrenzende Arbeitsfelder – Beispiel der Wohnungslosenhilfe. - In: *Blätter der Wohlfahrtspflege* ; Jg. 152, 2005, Nr. 4, S. 127-130. *DZI-0228*

7.09 Kriegsoffer/Opfer von Gewalttaten

Heinlein, Michael: Kosmopolitische Erinnerung und reflexive Modernisierung: der politische Diskurs der Zwangsarbeitsentschädigung. - In: *Soziale Welt* ; Jg. 56, 2005, Nr. 2/3, S. 225-246. *DZI-0169*

7.10 Behinderte/ kranke Menschen

Arntz, Melanie: Soziale Experimente mit dem Pflegebudget (2004-2008): Konzeption des Evaluationsdesigns. - In: *Sozialer Fortschritt* ; Jg. 54, 2005, Nr. 8, S. 181-191. *DZI-0518*

Braun, Stefan: Die ersten Entscheidungen zum Entschädigungsanspruch schwerbehinderter Bewerber. - In: *Behindertenrecht* ; Jg. 44, 2005, Nr. 5, S. 121-128. *DZI-1680*

Büeler, Claudia: Kunst und Begegnung mit an Demenz erkrankten Menschen: neue Spuren zu sich selbst und zum anderen entdecken. - In: *Pflegezeitschrift* ; Jg. 58, 2005, Nr. 8, S. 524-527. *DZI-0528z*

Degner, Ingo: Staatliche Internatsschule für Hörgeschädigte, Schleswig: Eine Schule stellt sich den veränderten Anforderungen. - In: *Hörgeschädigtenpädagogik* ; Jg. 59, 2005, Nr. 3, S. 108-112. *DZI-1542*

Greif, Jürgen: Ärger mit der Krankenkasse? Rechtliche Grundlagen und praktische Hinweise für die Antragstellung. - In: *Orientierung* ; 2005, Nr. 3, S. 12-14. *DZI-2633z*

Kebellmann, Bernd: Ideen zur Strategie eines eigenwilligen Lebens: Behinderte und ihre Rolle als Gesellschaftspartner, Teil 2. - In: *Horus* ; Jg. 67, 2005, Nr. 4, S. 151-158. *DZI-0899*

Pössl, Josef: Berufliche Belastungsproben bei hirngeschädigten Patienten: eine Katamnese studie. - In: *Die Rehabilitation* ; Jg. 44, 2005, Nr. 4, S. 222-228. *DZI-1523*

Schwendy, Arnd: Arbeit hilft: Die Bedeutung beruflicher Tätigkeit für psychisch Kranke. - In: *Blätter der Wohlfahrtspflege* ; Jg. 152, 2005, Nr. 4, S. 134-137. *DZI-0228*

Weiß, Gerhard: „Integrationsstunden“ – notwendige Bestandteile einer ganzheitlichen Betreuung hörgeschädigter Kinder an Regelschulen durch den Mobilen Dienst. - In: *Hörgeschädigtenpädagogik* ; Jg. 59, 2005, Nr. 3, S. 118-132. *DZI-1542*

Weuster, Arnulf: Forschungsergebnisse zur Bewertung behinderter Bewerber. - In: *Behindertenrecht* ; Jg. 44, 2005, Nr. 5, S. 129-132. *DZI-1680*

7.13 Alte Menschen

Biedermann, Markus: Der (ältere) Mensch lebt nicht vom Brot allein. - In: *neue caritas* ; Jg. 106, 2005, Nr. 13, S. 14-16. *DZI-0015z*

Kahlen, Ursula: Leben mit Alzheimer: ein Erfahrungsbericht. - In: *Die Ersatzkasse* ; Jg. 85, 2005, Nr. 7, S. 290-291. *DZI-0199*

Klünder, Monika: Alt und pflegebedürftig – den Lebensabend selbstbestimmt gestalten: Voraussetzungen und Grenzen in der häuslichen Versorgung. - In: *Pflegezeitschrift* ; Jg. 58, 2005, Nr. 8, Beil., S. 2-8. *DZI-0528z*

Die Zeitschriftenbibliographie ist ein aktueller Ausschnitt unserer monatlichen Literaturdokumentation. Die Bibliothek des DZI kann Ihnen die ausgewiesenen Artikel zur Verfügung stellen: Tel.: 030/ 83 90 01-13, Fax: 030/831 47 50 E-Mail: bibliothek@dzi.de

Leben, um zu arbeiten? Betriebliche Gesundheitsförderung unter biographischem Blickwinkel. Hrsg. Joseph Kuhn und andere. Mabuse-Verlag. Frankfurt am Main 2005, 174 S., EUR 17,90 *DZI-D-7070*

Die Arbeit ist ein Teil des Lebens. Für immer mehr Menschen scheint es heute aber umgekehrt zu sein – mit manchmal fatalen Folgen für die Gesundheit. Die Biographie der Menschen ist nicht beliebig (ver)formbar. Was bedeutet das für die betriebliche Gesundheitsförderung? Welche institutionellen Handlungsformen werden notwendig, welche Unterstützung brauchen die Menschen, um mit ihrem stürmischen und unsteter gewordenen Arbeitsleben zurechtzukommen? Die Beiträge dieses Bandes wollen dazu anregen, die Diskussion über die Fragen, wie Menschen leben und arbeiten wollen, auch in der betrieblichen Gesundheitsförderung intensiver zu führen und dabei neben „Work-life-balance“-Konzepten auch die biographische Dimension in den Blick zu nehmen.

Rechtshandbuch für Stiftungen. Das aktuelle Recht in der Praxis für alle Stiftungsformen. Hrsg. Barbara Weitz, Deutsche Stiftungsagentur GmbH, Pues GmbH-Steuerberatungsgesellschaft. Verlag Dashöfer. Hamburg 2005, Loseblattsammlung, EUR 129,– *DZI-D-9699*

Eine Stiftung ist ein Zweckvermögen und damit die Verbindung von Geld mit einer Idee. Über 12 000 rechtsfähige Stiftungen bürgerlichen Rechts waren dem Bundesverband Deutscher Stiftungen Ende 2003 in Deutschland bekannt. Die ältesten bestehen seit über tausend Jahren. Doch gerade in jüngerer Zeit ist eine Renaissance der Gründung von Stiftungen festzustellen, denn immer mehr Menschen sind bereit, sich dadurch nachhaltig für das Gemeinwohl einzusetzen oder sich gemeinsam mit anderen in einer Bürgerstiftung zu engagieren. Damit wollen Stifterinnen und Stifter zur Bewältigung von gesellschaftlichen Problemen beitragen, die sie für besonders wesentlich erachten. Sie errichten diese Art von Organisation in aller Regel auf „ewige Dauer“ und bestimmen, dass ihr Vermögen grundsätzlich unangetastet bleibt. Die Erträge fließen in den von ihnen als besonders förderungswürdig erachteten, gemeinnützigen Zweck. Ist eine Stiftung gegründet, kommt es darauf an, sie wirksam werden zu lassen. Unter Beachtung der rechtlichen und steuerlichen Rahmenbedingungen müssen die Organe gebildet werden. In den jeweiligen Bereichen gemeinnütziger Zweckverwirklichung – Soziales, Wissenschaft und Forschung, Bildung, Umweltschutz – gilt es fördernd oder operativ erfolgreich zu sein. Ehrenamtlich oder hauptberuflich Tätige sollten das notwendige Wissen von dieser Praxis haben oder erwerben, das zudem einem ständigen Wandlungsprozess unterworfen ist. Diese Loseblattsammlung bietet auch für Nichtjuristen Informationen zu allen für Stiftungen relevanten Rechtsfragen. Stiftungszivilrecht, -steuerrecht, rechtliche Besonderheiten einzelner Stiftungsformen, aber auch Themen wie Lobbyarbeit, Pressearbeit und EU-Fördermittel werden

erläutert. Praxisbeispiele sowie Checklisten und Handlungsempfehlungen runden die Ausführungen ab.

Teamarbeit. Konzepte und Erfahrungen – eine gruppendynamische Zwischenbilanz. Hrsg. Carl Otto Velmerig und andere. Juventa Verlag. Weinheim 2004, 274 S., EUR 21,– *DZI-D-7164*

Noch professioneller, noch schneller, noch besser koordinieren und steuern – und noch projektorientierter und zielgenauer arbeiten. Es gibt nur noch wenige Organisationen und Unternehmen, die sich dem entziehen können. Um die genannten Ziele zu erreichen, werden Produktboards, Leitungskreise, Projektteams oder teilautonome Arbeitsgruppen geschaffen. Entsprechend wird Teamfähigkeit in nahezu jeder Stellenausschreibung verlangt. Und der Trend zur Teamarbeit scheint ungebrochen. Dennoch herrscht vielerorts Unsicherheit über die tatsächlichen Effekte von Teamarbeit und immer wieder wird die Frage nach dem Verhältnis von Aufwand und Nutzen gestellt, denn: Teamarbeit lässt sich besser erleben als beschreiben und besser beschreiben als messen.

Professionalisierung und Studium. Die hochschulische Qualifikation für die Kinder- und Jugendarbeit. Hrsg. Werner Thole und andere. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2005, 226 S., EUR 22,90 *DZI-D-7206*

Die Kinder- und Jugendarbeit in der Bundesrepublik Deutschland kann zu Beginn des 21. Jahrhunderts auf einen beachtlichen Entwicklungsstand verweisen. Vor diesem Hintergrund ist es überraschend, dass bisher weitgehend unbekannt ist, in welcher Form und mit welchen Inhalten auf eine berufliche Tätigkeit in den Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendarbeit vorbereitet wird. Hierüber wird in diesem Band auf der Basis einer empirischen Untersuchung aufgeklärt. Behandelte Themen sind unter anderem: Das Profil der Kinder- und Jugendarbeit in der Hochschulqualifikation; Jugendarbeit lehren – Lehrende an Hochschulen im Handlungsfeld Kinder- und Jugendarbeit; Genderqualifizierung; Beobachtungen zum Feld der Fort- und Weiterbildung; Kinder- und Jugendarbeit an kirchlichen Hochschulen und Professionalisierung und Studium sowie Ergebnisse im Überblick und hochschulpolitische Konsequenzen.

Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege. Eine Einführung in Organisationsstrukturen und Handlungsfelder der deutschen Wohlfahrtsverbände. Von Karl-Heinz BoeBenecker. Juventa Verlag. Weinheim und München 2005, 336 S., EUR 24,– *DZI-D-7207*

Soziale Arbeit in Deutschland wird entscheidend von der Aufgabenverteilung zwischen öffentlicher und freier Wohlfahrtspflege geprägt. In der bisherigen Entwicklung genoss dabei die freie Wohlfahrtspflege in weiten Bereichen einen bedingten Handlungsvorrang vor der staatlichen (öffentlichen) Wohlfahrtspflege wie vor privat-gewerblichen Trägern. Ausgelöst durch wettbewerbliche Rahmenbedingungen und damit verbundene Rechtsregelungen auf der nationalen und europäischen Ebene verändern sich nicht nur das korporatistische Verhältnis zwischen Verbänden und Staat sowie die Beziehungen zwischen den Verbänden, sondern ebenso auch die organisatorischen Binnen- und Rechtsstrukturen der Träger selbst. In dieser Neuausgabe informiert der Autor über die bisherigen und sich aktuell

im Veränderungsprozess befindlichen Organisationsstrukturen und Handlungsfelder der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege. Deren noch bestehende Bedeutung als Anbieter sozialer Dienstleistungen sowie als Arbeitgeber in einem sich ausbreitenden Sozialmarkt werden ebenso dargestellt wie die prekären und für außen Stehende kaum transparenten Finanzierungsbedingungen.

Der Geist von Alt-Rehse. Die Hebammenkurse an der Reichsärzteschule 1935-1941. Von Anja Peters. Mabuse-Verlag. Frankfurt am Main 2005, 112 S., EUR 18,–
DZI-D-7208

In diesem Buch werden die Hebammenkurse an der Reichsärzteschule in Alt-Rehse während des Nationalsozialismus dargestellt. Dort sollten die Teilnehmerinnen das weltanschauliche Rüstzeug erhalten, um im Sinne der Ideologie den Geburtenanstieg zu fördern, kranke und behinderte Säuglinge zum Zweck der Ermordung zu melden und Erwachsene mit vermuteten genetischen Erkrankungen im Hinblick auf Zwangssterilisationen zu denunzieren. Die Autorin untersucht die Einbettung der Kurse in ihre zeitgeschichtlichen Zusammenhänge und rekonstruiert den Ablauf der Fortbildung. Sie präsentiert die Berufsgruppe der Hebammen als politisch aktiv handelnde und als potenzielle Täterinnen. Sie behandelt damit ein Tabu in der Geschichte dieses Berufes, da bis heute im Allgemeinen eher von passiven Befehlsempfängerinnen denn von souverän agierenden Nationalsozialistinnen ausgegangen wurde.

Alles Bildung? Kinder- und Jugendarbeit zwischen Spaßkultur und Lernzielkontrolle. Hrsg. Klaus Duve und andere. emwe Verlag. Nürnberg 2005, 256 S., EUR 14,90
DZI-D-7269

Diese Dokumentation fasst die Hauptvorträge sowie Praxisberichte des 14. Nürnberger Forums der Jugendarbeit 2004 zusammen. Zunächst musste der Bildungsbegriff und das Verhältnis von Bildung und Jugendhilfe/Jugendarbeit geklärt werden: Wo ist der Platz der Jugendarbeit in der Bildungslandschaft, wie ist das Verhältnis von Jugendarbeit und Schule zu bestimmen? Wie sieht die Zukunft der Jugendarbeit in einer sich ändernden Welt gesellschaftlicher Anforderungen aus und wie erleben junge Menschen den Übergang von der Schule in die Ausbildung und Arbeitswelt? Die Praxisberichte belegten die Erfahrungen der alltäglichen Arbeit aus den Bereichen Abenteuerspielplätze, Jugendeinrichtungen und Jugendbildungsstätten.

Marketing für Nonprofit-Organisationen. Grundlagen – Konzepte – Instrumente. Von Manfred Bruhn. Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart 2005, 549 S., EUR 39,–
DZI-D-7309

Auf Grund zunehmenden Wettbewerbs und rückläufiger staatlicher Förderung hängt der Erfolg von Nonprofit-Organisationen immer stärker von der Marktorientierung ab. In diesem Buch wird deshalb nicht nur das klassische Marketing auf nicht-kommerzielle Institutionen übertragen, sondern ein eigenständiger Ansatz aufgezeigt. Zunächst werden die Besonderheiten von Nonprofit-Organisationen herausgearbeitet und dann die zentralen Aufgaben bei der Planung, Organisation, Durchführung und Kontrolle eines Marketingprozesses entwickelt. Im Mittelpunkt steht dabei die konsequente Ausrichtung der Aktivitäten an den

Erwartungen der internen und externen Anspruchsgruppen sowie an den Marktveränderungen. Beispiele verdeutlichen die Möglichkeiten einer effizienten Gestaltung der Ressourcen-, Absatz- und Kommunikationspolitik. Schließlich wird auf Probleme bei der Strategieimplementierung eingegangen, denen über eine Anpassung der organisatorischen Struktur, Systeme und Kultur begegnet werden kann.

Wohlfahrtsverbände in der Nachkriegszeit. Reorganisation und Finanzierung der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege 1945 bis 1961. Von Peter Hammerschmidt. Juventa Verlag. Weinheim und München 2005, 496 S., EUR 48,– *DZI-D-7289*

Gegenstand dieser Monographie ist die Reorganisation und Entwicklung der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege im Nachkriegsdeutschland. Sie stellt das Zustandekommen und die Funktionsweise des etablierten Verhältnisses zwischen öffentlicher und freier Wohlfahrtspflege dar, die 1961 in der Aufnahme einer weitgehenden Fassung des Subsidiaritätsprinzips im Jugend- und Sozialrecht mündeten. Gefragt und untersucht wird, wie die spitzenverbandliche Reorganisation erfolgte, wie die Verbände untereinander und wie sie mit dem politisch-administrativen System der Bundesrepublik im Nachkriegsdeutschland interagierten. Auf welche Weise wurden im Wechselverhältnis der Handelnden rechtliche, meist auch finanzierungsrelevante Regelungen und Maßnahmen getroffen, die zu dem gegenwärtigen deutschen Modell der Wohlfahrtspflege führten? Dieses ist bei öffentlicher Finanzierung sozialer Dienstleistungen durch weitgehende Delegation an private gemeinnützige Träger charakterisiert, die innerhalb zentralisierter, kartellartig organisierter Spitzenverbände agieren. Durch Archivstudien wird ein Einblick in das Innenleben der Verbände möglich, was zu einer Fülle neuer Erkenntnisse und einem Verständnis der Funktionsweise der Wohlfahrtsverbände, aber auch des politisch-administrativen Systems in Deutschland führt.

Handbuch Methoden der Kinder- und Jugendarbeit. Studien zur pädagogischen Entwicklungsforschung und Qualitätssicherung. Von Karl-Heinz Braun und anderen. LIT Verlag. Wien 2005, 637 S., EUR 39,90 *DZI-D-7327*

Die Neuverteilung von Aufgaben innerhalb der öffentlichen Erziehung von Kindern und Jugendlichen wird gegenwärtig intensiv diskutiert. Diese internationalen Modernisierungsdiskurse betreffen besonders intensiv Österreich und Deutschland, weil sich hier neben dem Halbtagschulsystem ein weit ausdifferenziertes und anspruchsvolles System der Kinder- und Jugendhilfe herausgebildet hat. Die Kinder- und Jugendarbeit wird den damit verbundenen pädagogischen und politischen Herausforderungen nur dann gerecht werden, wenn sie ihr spezifisches Bildungsprofil herausarbeitet und dies in ihrer Alltagspraxis umsetzt. Dieses Handbuch analysiert einerseits die allgemeinen und speziellen Grundlagen der Kinder- und Jugendarbeit, andererseits werden anhand der zentralen Methoden Wege zu ihrer praktischen Verwirklichung aufgezeigt. Dabei werden die Spielpädagogik, Erlebnispädagogik, Gruppenarbeit, Kulturarbeit, Sozialraumaneignung, Menschenrechtsbildung, geschlechtssensible Pädagogik, Netzwerkarbeit sowie das Sozial- und Qualitätsmanagement behandelt. In diesem Buch haben sich Fachleute aus der Wissenschaft sowie ehren- und hauptamtliche Praktikerinnen

und Praktiker zusammengefounden, um die bisherigen Innovationsprozesse in diesem Handlungsfeld der Sozialen Arbeit zu bilanzieren und mögliche wie wünschenswerte Entwicklungsperspektiven aufzuzeigen.

Soziale Dienstleistungen aus Nutzersicht. Zum Gebrauchswert Sozialer Arbeit. Hrsg. Gertrud Oelerich und Andreas Schaarschuch. Ernst Reinhardt Verlag. München 2005, 182 S., EUR 19,90 *DZI-D-7329*

Wer eine soziale Dienstleistung in Anspruch genommen hat, soll sich fragen dürfen, was sie zur Bewältigung der Lebenskrise beigetragen hat: Warum das Mutter-Kind-Haus genau die richtige Adresse war. Warum der Jugendtreff eine so gute Anlaufstelle ist. Warum man Beratungsgespräche nach den vielen Bewerbungsabsagen nicht missen möchte. Die Urteile der Betroffenen können, müssen aber nicht mit dem der Sozialarbeiterin, des Sozialarbeiters übereinstimmen. Die Frage nach dem Nutzen sozialer Dienstleistungen aus Sicht der Adressatinnen und Adressaten stellt nach wie vor eine Terra incognita in den wissenschaftlichen Diskursen dar. Die Fachleute der Sozialen Arbeit arbeiten mit Erfahrungswerten und könnten mit gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnissen aus der Perspektive der Nutzenden die Debatte um Effektivität und Qualitätsentwicklung vortreiben. In diesem Sammelwerk werden Forschungsansätze einer sich entwickelnden sozialpädagogischen Nutzerforschung vorgestellt. Die Beiträge diskutieren die Fragen, welchen Nutzen ein Sozialer Dienst im Hinblick auf die Lebenssituation der Adressanten hat, welche Strategien sie im Verlauf der Maßnahme entwickeln, auf welche Weise sie sich die Angebote aneignen und unter welchen Rahmenbedingungen die Nutzung stattfindet.

Der Fall Charlottenburg. Soziale Stiftungen im städtischen Kontext (1800-1950). Von Andreas Ludwig. Böhlau Verlag. Köln 2005, 415 S., EUR 44,90 *DZI-D-7330* Obwohl die Leistungen privater Stiftungen in Kultur und Sozialpolitik seit langem einen bedeutenden Stellenwert haben, ist über ihre Geschichte bisher wenig bekannt. Vor etwa 100 Jahren erlebte Deutschland geradezu einen Stiftungsboom, von dem besonders die Städte profitierten. Der Autor verdeutlicht am Beispiel der Stadt Charlottenburg, die heute mit Wilmersdorf einen Stadtteil von Berlin bildet, wie mit Hilfe von Stiftungen, Vereinen und einer auf Kooperation ausgerichteten Kommunalpolitik den Herausforderungen der sozialen Frage begegnet wurde. Binnen weniger Jahrzehnte entstand dort nicht nur eine der reichsten und modernsten Großstädte Deutschlands, sondern zugleich auch eine ausgeprägte Stiftungslandschaft. Dabei entwickelte sich ein Netzwerk, dessen Konturen und Wirkungen Gegenstand dieses Buches sind. Der Autor untersucht, wie das lange als veraltet und starr geltende – aber in den letzten Jahren wieder entdeckte – Instrument der Stiftungen zur Gestaltung der entstehenden urbanen Ballungsräume genutzt wurde und am Übergang zur modernen Stadtgesellschaft beteiligt war.

Impressum

Herausgeber: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen und Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz des Landes Berlin

Redaktion: Burkhard Wilke (verantwortlich) Tel.: 030/83 90 01-11, Heidi Koschwitz Tel.: 030/83 90 01-23, E-Mail: koschwitz@dzi.de, Hartmut Herb (alle DZI), unter Mitwirkung von Prof. Dr. Horst Seibert, Frankfurt am Main; Prof. Dr. Antonin Wagner, Zürich; Dr. Johannes Vorlauffer, Wien
Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Hans-Jochen Brauns, Berlin; Hartmut Brocke (Sozialpädagogisches Institut Berlin); Franz-Heinrich Fischler (Caritasverband für das Erzbistum Berlin e.V.); Holger Gerecke (Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz); Sibylle Kraus (Deutsche Vereinigung für Sozialarbeit im Gesundheitswesen e.V.); Elke Krüger (Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, LV Berlin e.V.); Prof. Dr. Christine Labonté-Roset (Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin); Dr. Manfred Leve, Nürnberg; Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl (Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin); Prof. Dr. Ruth Mattheis, Berlin; Manfred Omankowsky (Bürgermeister-Reuter-Stiftung); Prof. Dr. Hildebrand Ptak (Evangelische Fachhochschule Berlin); Helga Schneider-Schelte (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.); Ute Schönherr (Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport); Dr. Peter Zeman (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Verlag/Redaktion: DZI, Bernadottestr. 94, 14195 Berlin, Tel.: 030/83 90 01-0, Fax: 030/831 47 50, Internet: www.dzi.de, E-Mail: verlag@dzi.de

Erscheinungsweise: 11-mal jährlich mit einer Doppelnummer. Bezugspreis pro Jahr EUR 61,50; Studentenabonnement EUR 46,50; Einzelheft EUR 6,50; Doppelheft EUR 10,80 (inkl. MwSt. und Versandkosten)
Kündigung bestehender Abonnements jeweils schriftlich drei Monate vor Jahresende.

Die Redaktion identifiziert sich nicht in jedem Falle mit den abgedruckten Meinungen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen die Meinung der Verfasserinnen und Verfasser dar, die auch die Verantwortung für den Inhalt tragen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, müssen schriftlich vom Verlag genehmigt werden.

Layout/Satz: GrafikBüro, Stresemannstr. 27, 10963 Berlin
Druck: Offsetdruckerei Gerhard Weinert GmbH, Saalburgstr. 3, 12099 Berlin

ISSN 0490-1606